

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

X. Jahrg.

Düsseldorf, Juni 1930

Heft 6

Wirtschaft und Volkstum.

Von Dr. Fritz Wertheimer.

Wirtschaft — das ist ein Begriff, den wir gemeinhin mit dem Staate verbinden. Zwar sprechen wir von „Volkswirtschaft“, aber wir meinen damit nicht die Wirtschaft des Volkes im Sinne der durch gleiche Sprache, gleiche Kultur, gleiches Wollen und gleiches Bewußtsein verbundenen Volksgemeinschaft, sondern die Wirtschaft des Volkes im Sinne: der Summe aller Staatsbürger. Die „deutsche Volkswirtschaft“ umfaßt somit auch die Wirtschaftsinteressen der wenn auch prozentual verschwindend geringen Minderheiten in Deutschland, der Polen, Wenden, Dänen, die „tschechoslowakische Volkswirtschaft“, die gewaltigen Wirtschaftsinteressen des sudetendeutschen Bauernvolkes und der sudetendeutschen Industrie. In diesem Sinne mag man tatsächlich sagen: Wirtschaft ist Schicksal, ist Schicksal für alle die, die durch staatliche und machtsgeborene Grenzziehung, nicht aus dem freien Selbstbestimmungsrecht der Völker heraus, Staatsangehörige eines Staatskörpers geworden sind, dessen „Wirtschaft“ sie nun zugehören.

Denn der Staat treibt Wirtschaft, gestaltet bewußt Wirtschaft, er schafft und vernichtet absichtsvoll Wirtschaft. Denn er strebt nach „Autarkie“, nicht nur nach der rechtlichen und tatsächlichen Anerkennung, nicht nur nach der politischen Selbständigkeit und Unantastbarkeit, sondern auch — unter Abstreifung aller Kulturanleihen aus Jahrzehnten und Jahrhunderten — nach geistigem Eigenleben und vor allem nach wirtschaftlicher Unterbauung dieser politischen und geistigen Selbständigkeit.

Dieser Staat, mag man ihn, je nach dem Standpunkt des Betrachters, weitsichtig, großzügig oder brutal und aus

machtpolitischen Gründen wirtschaftsunfähig nennen, treibt seine Volkswirtschaft als Staatswirtschaft. Deckt sich zu neunundneunzig Prozent das Staatsvolk mit einem einheitlichen Volkstum, wie beim Deutschen Reich, so entstehen keinerlei Spannungen zwischen Staat, Volkstum und Wirtschaft. Ist der Staat aber kein National-, sondern ein Nationalitätenstaat, wie die Tschechoslowakei, Polen, Rumänien, Ungarn, Südslawien und andere es sind, so vergrößern sich die Spannungen.

Der deutsche Staat — oder sagen wir besser: der größte deutsche Staat, das Deutsche Reich, denn Deutsch-Österreich und Danzig sind auch deutsche Staaten — ist weithin defensiv eingestellt: Er verteidigt seinen Boden gegen Befassung und gegen drohende Befassung infolge des übermäßigen Bevölkerungsdrucks östlicher Völker gegenüber eigenem Bevölkerungsschwund im

Osten; er verteidigt im Innern seine Staatsform gegen nicht unwesentliche, mit der Revolutionsänderung nicht einverständene Kreise; er verteidigt seine Wirtschaft gegen Weltkrisen und gegen den erdrückenden Anprall der Reparationsverpflichtungen. Rings um diesen Staat herum sind dagegen die Staaten in der Offensive: volkspolitisch, machtpolitisch, wirtschaftspolitisch. Polen z. B. schiebt nicht nur einen wirtschaftlich außerordentlich fortschreitenden und an Menschenzahl geradezu unheimlich wachsenden Menschenwall gegen den an Menschen- und Wirtschaftskraft immer mehr verblutenden deutschen Osten vor, auch Frankreich ergängt das Schwinden der eigenen Volkskraft durch Hereinnahme von Millionen von Fremdstämmigen, denen und deren Kindern es nach dem neuen Staatsangehörigkeitsgesetz von 1927 die französische Staatsangehörigkeit geradezu aufdrängt, aus einem bewundernswerten Offensivgeist und Kulturvertrauen heraus: sie schön kulturell einzufranzösisieren und sie im Laufe eines Menschenalters zu „guten Franzosen“ zu

Wir sind Glieder einer langen Kette. Hinter uns liegen die Väter, vor uns die Kinder, wir sind mitten darin, uns gehört das Heute. Dieses Heute sollen wir in seinem ganzen Werte erfassen, wie es geworden ist und wie es weiter wirkt. Wie sinkt dabei die Überhebung des einzelnen! Er ist ein Tropfen im Strom. Er vertieft sich selbst, indem er die Größe des Volkes versteht, das heißt, er ordnet sich ein, er vergißt seinen vergänglichen Egoismus und wird Arbeitskraft für das Ganze. Diese Vertiefung ist für ihn und für die Gesamtheit von unberechenbarem Segen. Wer sie kennengelernt hat, hat keinen anderen Wunsch, als immer mehr in der Tiefe der Dinge zu leben, in die er hineingeboren ist.

Friedrich Naumann.

* Diese Ausführungen behandeln die Gedankengänge eines Vortrages, den der Verfasser in einer Ausschussitzung des „Bereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen“ gehalten hat.

machen: landwirtschaftliche wie industrielle Offensive, wie sie auch Italien in anderen Formen betreibt. Auch das deutsche Volkstum, so kann man sagen, ist in der Defensive. Da ist kaum einer von den vielen Staaten, in denen es siedelt, in dem seine kulturellen Lebenserfordernisse gewährleistet sind, kaum einer, der ein Mindestmaß an Sicherheit bietet. Dieses deutsche Volkstum, in jedem Staate eine aus dem Druck geborene und zusammengeschweißte Willenseinheit, gegliedert in wirtschaftliche Selbsthilfeverbände, in politische Parteien und Vertretungskörper, in kulturelle Leistungsverbände, kämpft um seinen Bestand: politisch um seine Gleichberechtigung und staatsbürgerliche Anerkennung (bei voller staatlicher Loyalität und Erfüllung aller Staatspflichten!), geistig um seine Muttersprache und Kulturpflege, wirtschaftlich um Erhaltung der Grundlage, aus der heraus erst bei privatwirtschaftlichem Wohlstand des einzelnen die Kulturnotwendigkeiten erhalten und bezahlt werden können.

Wo findet dieses kämpfende Volkstum seinen Rückhalt? Nicht beim Staate, in dem es wohnt und gegen dessen übersteigerte Ansprüche es ja kämpft. Auch nicht beim Staate, der der Staat seines Muttervolkes ist, beim Deutschen Reiche. Denn er kämpft ja selbst in der Defensive, ringt um seine innere und äußere staatliche Anerkennung, um den Bestand

seiner Wirtschaft, die er als „deutsche Volkswirtschaft“, das heißt also als Staatswirtschaft des Deutschen Reiches, betreibt. Der Rückhalt liegt im Volkstum. Was Polen und Tschechen längst vor ihrer Staatwerdung instinktiv geahnt und gewußt haben: daß nämlich Volkstum stärker, unwandelbarer, ewiger sei als der Staat, daß der Staat nur Folgeerscheinung eines starken Volkstums, viel weniger aber ein kräftiges Volkstum Folgeerscheinung eines mächtigen Staates sei, das lernte das deutsche Volk und Volkstum erst langsam aus den Folgen des Krieges. Die deutsche Staatsform war wandelbar, veränderlich unter den Einflüssen der Machtkoalition; das Volkstum aber erlitt zwar Not, Einbuße an Zahl und an Wirtschaftskraft, aber es ward innerlich fester, leidverbundener, widerstandskräftiger, geschlossener, zielsicherer. Für den politischen, geistigen und wirtschaftlichen Wert der Auslandspositionen gewinnt das Inlandsvolk erst langsam Verständnis. Erst gestützt auf diese wachsende Volkskenntnis und Volksmeinung wuchs sich die deutsche Außenpolitik auch in Genf aus einer Staats- und Reichspolitik zu einer Volkstumspolitik unter Stresemanns Führung aus. Das Volkstum kämpft also doch nicht nur in der Defensive und nicht für sich allein. Auch fremdes Volkstum, auch Ungarn und Franzosen, Esten und Letten, Polen und Tschechen erkennen die Grenzen zwischen Staat und Volk, lernen und lehren, daß Hilfe für im fremden Staate siedelndes Volkstum nichts mit Gegnerschaft gegen diesen Staat, nichts mit Illoyalität, nichts mit

Spionage und Irredenta zu tun hat, sondern aus volkstumsmäßig empfundener Pflicht heraus geleistet wird.

Soll nur die Wirtschaft unberührt bleiben? Ist sie Privatwirtschaft, so geht sie auf Vorteile, strebt nach dem größtmöglichen Gewinn. Nationale, oder sagen wir besser, Volkstums Gesichtspunkte, werden gewöhnlich unbesehen als unnötig, kostspielig, unwirtschaftlich abgetan, weniger aus rechnerischen oder errechneten Gründen, als instinktmäßig, weil man Scheu vor Dingen hat, die man nicht kennt, die man auch mit Bleistift und Papier nicht zu sofortigem Gewinn errechnen kann.

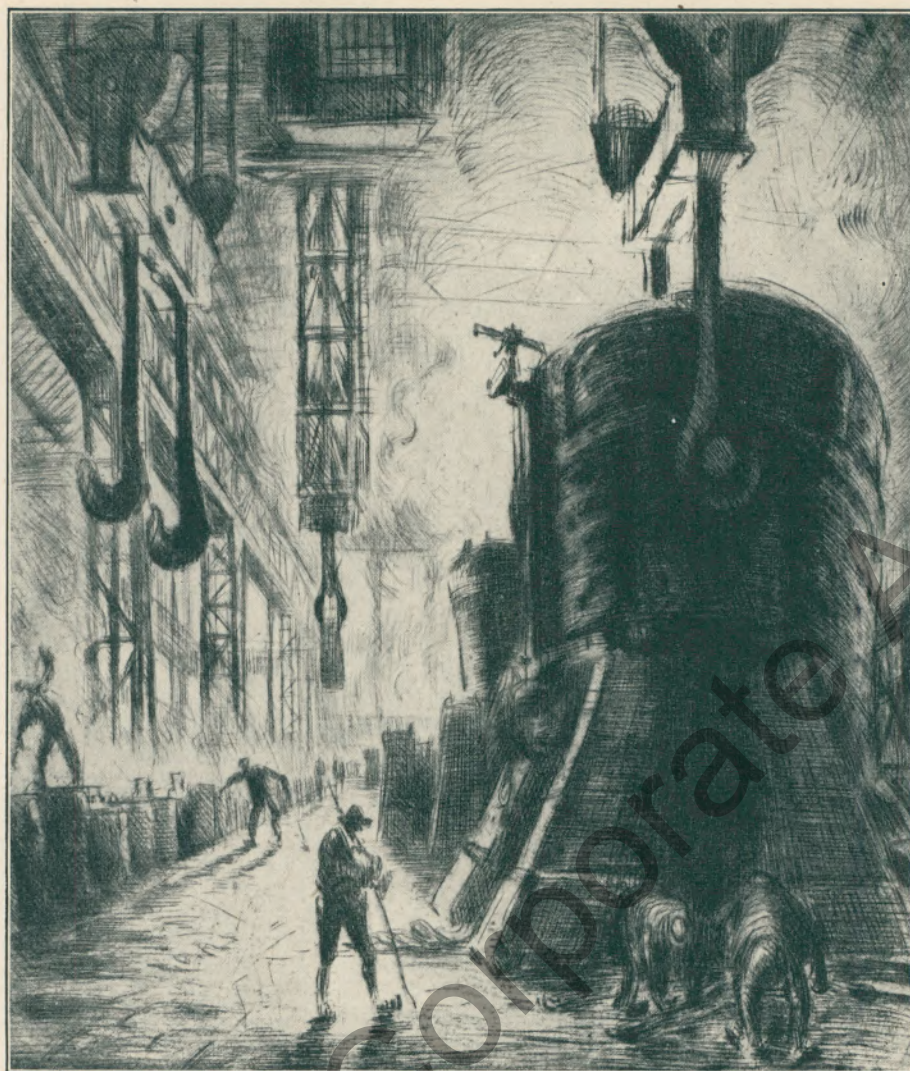
Und die staatliche Volkswirtschaft wiederum? Sie treibt Staatswirtschaft, Wirtschaft nur von Staat zu Staat, sie kommt am schwersten aus Defensivgedankengängen zu neuen, schöpferischen Ideen.

Die Aufgabe aber liegt durchaus auf dem Gebiete der Offensive. Nicht Erhaltung, sondern Neuschaffung ist das Ziel, die Erkenntnis, daß vieles gar nicht mehr erhalten werden kann, sondern verloren ist, ist der Ursprung. Wenn unserem Volkstum im Ausland Grundbesitz, militärische und Beamtenführerstellen, Aufstiegsmöglichkeiten in Staat und Wirtschaft weiterhin genommen sind, so ist Neuverwurzelung mit Land und Boden, mit Wirtschaft und Berufen, Um-

Die Volksgemeinschaft ist niemals größer und beweglicher, als wenn zusammen gestorben werden muß. Vorher, im Sonnenschein des Alltags, war jeder ein einzelner und zankte sich mit den übrigen, nun aber wird der Einzelne klein vor sich selber und fühlt sich als das Vergängliche gegenüber dem Leben, für das er stirbt. Und auch der stärkste Individualist, der überzeugteste Vertreter des Einzelmenschentums, wird still vor Hochachtung vor diesem letzten Volkwerden der Sterbenden. Und wir wissen es aus den Erlebnissen vieler früheren Kämpfe, daß der Mensch sozusagen erst dann ganz zu sich selber kommt, ganz unmittelbar hinstömendes Wollen wird, wenn er in diese Volkwerdung eingegangen ist.

Friedrich Naumann.

formung von Schul- und Bildungsgang, Vermehrung und Verbesserung des Wissens und Könnens zur Erzielung eines vollwertigen, ja eines der Umgebung gegenüber höherwertigen deutschen Menschen die Aufgabe. Wenn unserer reichsdeutschen Industrie und Ausfuhrwirtschaft Weltmärkte durch Kriegsverheerung, Stellungsvernichtung und aufkommende Konkurrenz anderer genommen sind, so ist Neugewinnung von Märkten, Umstellung der Produktion, Neueinsatz von Menschen die Aufgabe. Die gegebenen Vermittler sind die Angehörigen des eigenen Volkstums in aller Welt, die gegebenen neuen Abnehmer die geschlossen siedelnden deutschen Menschen in fremden Ländern, deren Agrarüberschußproduktion wir ebensogut kaufen können, wie wir sie heute aus Australien oder Kanada beziehen, die unsere auf sie und ihre Eigenart eingestellte Industrieproduktion ebensogut abnehmen können, wie sie früher ein überseeisches Land kaufte. Das Volkstum ist als wirtschaftlicher Faktor zu erkennen, die Beziehungen zwischen Inlandsvolk und Auslandsdeutschtum dürfen nicht fernerhin auf das Gefühlsmäßige allein beschränkt bleiben, sie müssen auch auf politischen und wirtschaftlichen Verstand mit gutem Herzen abgestimmt werden. Wir sollten das Auslandsdeutschtum weniger „betreuen“, als ihm geistig, vor allem wirtschaftlich, gerecht werden. Denn wir sind in vielem nicht die Gebenden, sondern die Nehmenden. Nur aus lebendigem Wirtschaftsaustausch heraus wächst die Kraft des gesamten Volkstums, zum Nutzen des Staates und aller beteiligten Staaten.



Martinswerk.
Radierung von Kupferschmied.

Wirtschaft und Auslandsdeutschtum.

Von Wilhelm Föllmer,

Präsident des Deutschen Kolonialvereins, Gesellschaft für nationale Siedlungs- und Auslandspolitik, E. B.

Die verengten Grenzen des Friedensvertrages von Versailles haben dahin geführt, daß innerhalb der Reichsgrenzen nur wenig mehr als die Hälfte der Deutschen wohnt. Die andere Hälfte des Deutschtums lebt außerhalb dieser Grenzen; das Auslandsdeutschtum hat dadurch an Zahl und Bedeutung gewaltig zugenommen. Auf diese veränderten Verhältnisse müssen sich die deutsche Politik, die deutsche Kultur und das deutsche Wirtschaftsleben umstellen.

Es gibt mehr Deutsche auf der Welt als Engländer, als Amerikaner. Wenn es gelänge, das gesamte Deutschtum in der Welt kulturell und wirtschaftlich zusammenzuschließen, so wäre das ein so gewaltiger Machtfaktor, der sich auch politisch auswirken würde. Vorläufig sind wir allerdings von diesem Ziel leider noch recht weit entfernt.

Zu lange stand man in Deutschland auf dem Standpunkt, wie er in dem Sprichwort zum Ausdruck kommt: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ Wer dieses Volkswort nicht befolgte, wer über die Grenzen des Landes hinausging, galt als verloren.

Man darf nicht allein den Auswanderern alle Schuld aufbürden, daß sie häufig so schnell ihr deutsches Volkstum verloren und in einer fremden Nationalität aufgingen. Die Reichsdeutschen mit ihrer Regierung, die sich wenig oder gar nicht um die Auswanderer kümmerten, trifft ebenso große Schuld.

Die Auswanderungsziffer in Deutschland zeigt eine sehr bewegte Kurve. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stieg die Auswanderungsziffer auf über 200 000 jährlich; bei der gewaltigen Wirtschaftsentwicklung, die in unserer Heimat einsetzte, sank dann diese Zahl bis auf jährlich 20 000, sie sank eigentlich auf den Nullpunkt hinab, weil dieser Auswanderung eine gleich große Rückwanderung die Waage hielt.

Jedenfalls sind uns durch diese Auswanderung nicht nur Millionen von Menschen, sondern auch gewaltige wirtschaftliche Werte verlorengegangen. Man bedenke nur, daß jeder Deutsche durch seinen Schulbesuch dem Reich mindestens 3000 RM. kostet; so bedeuten 1000 Auswanderer einen Verlust von 3 Millionen Reichsmark. Da aber jeder Aus-

wanderer außer seiner wertvollen Arbeitskraft auch noch einige tausend Reichsmark Vermögen mit hinausnimmt, so kommt man auf ganz gewaltige Verlustziffern, die naturgemäß die deutsche Wirtschaft ungünstig beeinflussen mußten.

Der absolute Menschenverlust trat vor dem Kriege nicht so stark in Erscheinung, da das deutsche Volk sich jährlich um dreiviertel Millionen Menschen vermehrte. Wenn da wirklich eine viertel Million auswanderte, blieb immer noch ein Überschuß von einer halben Million übrig.

Jetzt liegen die Verhältnisse ganz anders. In unserem Geburtenmangel haben wir das französische Volk erreicht, in den Großstädten leider bereits übertroffen. Das deutsche Volk vermehrt sich nicht mehr. Wir wollen hoffen, daß das eine vorübergehende Erscheinung ist, die verschwindet, wenn die gewaltigen Reparationslasten von uns genommen sind, die wirtschaftliche Not gelindert und der Wohnungsmangel beseitigt ist. Jetzt bedeutet jedenfalls jeder Auswanderer einen absoluten Volksverlust. Wir müssen deshalb den 60 000 bis 70 000 Auswanderern, die wir bereits jährlich schon wieder haben, eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, um den dadurch entstehenden Verlust abzuschwächen oder — was unser Ziel sein muß — in einen Gewinn umzuwandeln. Um das zu erreichen, ist es vor allen Dingen notwendig, dafür zu sorgen, daß die deutschen Auswanderer nicht, wie bisher, sich ziellos über die ganze Welt zerstreuen und dadurch ihrem Volkstum so leicht verlorengehen. Wir müssen bestrebt sein, die deutschen Auswanderer so zu leiten, daß sie sich möglichst an geschlossene deutsche Siedlungen anlehnen können. Darin liegt eine Gewähr, daß sie und ihre Nachkommen dem deutschen Volk und dem deutschen Kulturleben erhalten bleiben. Weiter muß unsere nachfolgende Generation in den Schulen wie in der Familie in einem Geist erzogen werden, der das deutsche Volkstum so fest in ihr verankert, daß es nie verschwinden oder abgeschwächt werden kann, mag das Schicksal den einzelnen zu den Polen der Erde oder zu deren Äquator führen.

Der Auslandsdeutsche, der seine Fäden zur Heimat nicht zerreißt, wird auch gern geneigt sein, seine Gebrauchsgegenstände für Wirtschaft und Privatleben aus seiner Heimat zu beziehen. Wie das Auslandsdeutschtum auf diesem wirtschaftlichen Gebiet in hohem Maße bedeutungsvoll werden

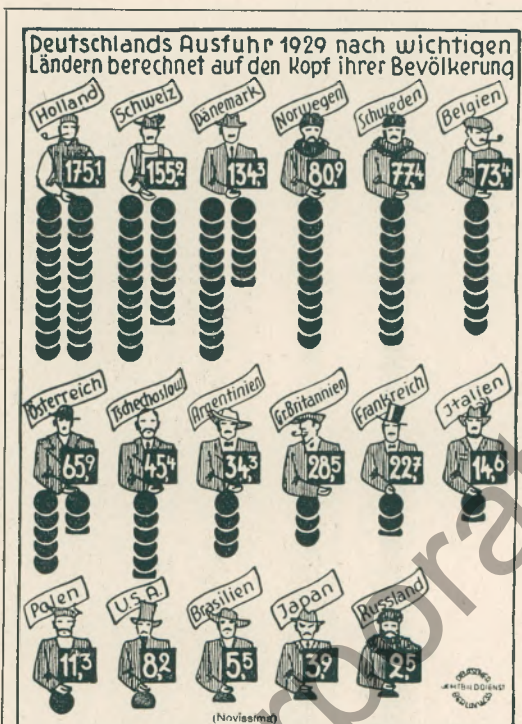
kann, hat uns Deutsch-Südwestafrika gezeigt. Diese Kolonie ist als Mandat der Kolonie Englisch-Südafrika überantwortet worden. In den letzten Jahren hat das Wirtschaftsleben dort einen gewissen Aufschwung genommen, und die Einfuhr von Industrieprodukten hat sich verdoppelt, aber sonderbarerweise die Einfuhr deutscher Industriegüter verdreifacht, ein Beweis dafür, wie die Deutschen in Deutsch-Südwestafrika nicht nur darum kämpfen, ihre deutsche Sprache,

ihre deutsche Schule, ihre deutsche Kultur zu erhalten, sondern auch bestrebt sind, die deutsche Ware gegenüber der englischen und amerikanischen zu bevorzugen.

Einen ähnlichen Vorgang können wir in Portugiesisch-Ostafrika beobachten. Seitdem uns die Kolonien geraubt sind und lange Jahre hindurch kein Deutscher nach Deutsch-Ostafrika zurückkehren durfte, gingen viele deutsche Pflanzern nach Portugiesisch-Ostafrika. Sie haben dort das Wirtschaftsleben stark beeinflusst; in Prozentsätzen ausgedrückt, ist die deutsche Einfuhr nach Mozambique von 1922 bis 1926 von 4 auf 14 % gestiegen, während die von England in der gleichen Frist von 57 auf 33 % gesunken ist. Man kann also wahrnehmen, daß die deutsche Ware der englischen vorgezogen wird, und das haben wir vor allem neben der Güte der deutschen Ware unseren Pflanzern und Siedlern in Portugiesisch-Ostafrika zu danken.

Im Inflationsjahr 1923 haben wir eine deutsche Auswanderung von 120 000 Menschen gehabt. Wie bereits oben gesagt wurde, bewegt sich jetzt die jährliche deutsche Auswanderungsziffer zwischen 60 000 und 70 000. Mit dieser Auswanderungsziffer werden wir auch noch in den nächsten Jahren zu rechnen haben. Diese Ziffer wäre auch nicht zu beklagen, wenn sich jeder Auswanderer der Verantwortung gegen die Heimat bewußt bleibt und zur nationalen Stärkung des Auslandsdeutschtums und zur wirtschaftlichen Entwicklung seiner Heimat mit beiträgt.

Wenn das geschieht, dürfen wir hoffen, daß nicht bloß in Südwestafrika und Portugiesisch-Ostafrika die Wirtschaftsfäden zur alten Heimat vermehrt und befestigt werden, sondern daß auch in allen anderen Ländern, wo das Auslandsdeutschtum eine Rolle spielt, das deutsche Wirtschaftsleben neu befruchtet wird. Die Brücke zur Heimat darf nicht verlorengehen, sondern muß dauernd stärker, größer und tragfähiger werden.



Die in dem Schaubild berücksichtigten Länder stellen die wichtigsten Absatzgebiete Deutschlands dar; auf sie entfielen im Jahre 1929 insgesamt drei Viertel des deutschen Exports. Der Anteil jedes Landes an unserer Gesamtausfuhr ist auf den Kopf der in ihm wohnenden Bevölkerung berechnet. Diese Ziffern spiegeln sinnfällig wider, wie es um die Fähigkeit und Bereitwilligkeit des Auslandes, deutsche Erzeugnisse aufzunehmen, bestellt ist. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Absatzgebieten sind gewaltig. An der Spitze marschiert unbestritten Holland, anzweiter Stelle steht die Schweiz; ihr schließen sich die Gruppe der nordischen Staaten und Belgien (einschließlich Luxemburg) an. Dann erst ist unser Brudervolk in Österreich zu nennen. Verhältnismäßig gering sind demgegenüber die Ausfuhrwerte, die im Durchschnitt auf jeden Einwohner der europäischen Großmächte und der Vereinigten Staaten entfallen.

Die Vollkommenheit des einzelnen beruht auf seinem Gemeinschaftsgefühl. Wir sind einzelne Zellen in der Rinde eines großen Baumes und müssen vertrocknen, wenn der Saft nicht durch die benachbarten Zellen zu uns steigt. Der einzelne soll sich nicht verachten, als wäre er nichts, soll sich auch nicht von andern verachten lassen, soll aber auch nicht glauben, daß er für sich allein etwas in der Welt sei und bedeute. Er wird erst dann Befriedigung empfinden, wenn er sich hineinstellt in den langen Zug derer, die der Zukunft entgegenwandern. Im gewissen Sinne wandern wir alle im Dunkeln; denn keiner kann das ganze Leben überschauen und alles in sich aufnehmen, was um ihn herum webt und lebt. Erst durch den Glauben an gemeinsame Ziele bekommt das Leben Wert und Sinn.

Friedrich Naumann.

Die deutsche Frau im Auslande.

Von Maria Kahle.

Mehr und mehr verstärkt sich die Erkenntnis, daß die Grenzen der deutschen Schicksalsgemeinschaft nicht mit den Reichsgrenzen zusammenfallen, sondern daß alle Glieder des deutschen Volkes, ganz gleich, ob diesseits oder jenseits der „Brücke zur Heimat“, auf Gedeih und Verderben miteinander verbunden sind. Erste Voraussetzung aber dafür, daß diese Erkenntnis über die bloße Feststellung hinaus Wurzeln schlägt und zum gegenseitigen tätigen Entstehen füreinander Anlaß gibt, ist, daß wir Reichsdeutschen um Sorgen und Nöte und Kämpfe und — um das stille Heldentum unserer auslandsdeutschen Brüder und Schwestern wissen.

Aus diesem Grunde schließen wir die beiden vorstehenden Abhandlungen, die die wirtschaftliche Verflochtenheit des deutschen Volkstums zu umreißen versuchen, mit einem Aufsatz über „Die deutsche Frau im Ausland“, für dessen Überlassung wir der Verfasserin zu ganz besonderem Dank verpflichtet sind.

Die Stellung und Entwicklung der Frauenpersönlichkeit im Auslande ist das Ergebnis der Schicksale desjenigen deutschen Volksteiles, in dem sie draußen lebt. Und vielgestaltig und mannigfach, wie diese Schicksale waren, ist auch das Bild der deutschen Frau geworden je nach den Entfaltungsmöglichkeiten, die der auslandsdeutsche Lebensraum ihr bot. So müssen wir unterscheiden zwischen der Frau, die über das Kolonistendasein nicht hinausgewachsen ist, und ihrer Schwester, die in jahrhundertaltem Deutschtumsgebie ein Leben größerer Selbstständigkeit und kulturgefättigter Bürgerlichkeit führte, und daneben nimmt dann noch die reichsdeutsche Frau im Auslande eine besondere Stellung ein.

Im Dasein des Kolonisten steht die deutsche Frau ganz selbstverständlich als Kamerad neben dem Manne, aber als Arbeitskamerad im primitiven Sinne. Urzeiten der Menschheit brachen jenen Siedlern wieder auf, die vor etwa zweihundert Jahren im menschenarmen, durch Kriege verödeten Sumpfsgebiet des Banats oder später in den verschiedensten Teilen Rußlands oder vor hundert Jahren in Südamerika den Kampf mit der Wildnis begannen. Verlassen von allen Hilfsmitteln der Zivilisation, ohne Verkehrsstraßen, ohne die Nähe gewerbsfleißiger Städte, waren sie ganz auf die Kraft ihrer Arme; auf ihren Willen zum Wert angewiesen. Da arbeitete die Siedlersfrau mit auf dem Acker und mußte daneben ihr Hausfrauenwissen nach den neuen Verhältnissen, nach dem fremden Klima, nach ungewohnter Ernährungsweise umstellen. Und um sie war die öde Weite der Einsamkeit. Bei Geburten und beim Sterben drängte das Grauen der Wildnis unheimlich nahe an die Menschen heran. Harte Züge gruben sich da in entbehrungsreichem Leben in das Gesicht der Frau, herbe formte sich ihr Wesen.

Wenn immer wieder Reiseberichte hervorheben, daß die deutschen Siedlungen im Auslande von den fremden abstecken durch Ordnung und Behäbigkeit, durch Sauberkeit und Pflege, durch die blanken Fenster mit blütenweißen Gardinen und vor allem durch den stets mit Liebe gehegten Blumengarten, dann vergessen sie meist zu betonen, daß es die deutsche Frau ist, die mit ihrem Schönheitsinn und aus der Kraft ihres Gemütes heraus dem Werk des Mannes diese Prägung gibt. Die deutsche Frau, die trotz Magdarbeit in Stall und Feld und Küche noch Zeit findet, ihre heimlichen Weihnachtsvorberei-

tungen zu treffen, Pfefferkuchen zu backen, den Baum zu schmücken — die in Brasilien schon in der ersten Siedlerzeit vor dem armen Rancho am Urwaldrande ihre Heimatblumen zieht, ja sich mit mühsam erspartem Gelde den Samen aus Deutschland kommen läßt, um Reseda und Aftern, Rittersporn und Kornblumen zu haben wie einst daheim in der Mutter Garten.

Und wie solche Pflege der äußeren Traulichkeit aus ihrem deutschen Frauen- gemüt erblüht, so entfaltete sich auch die erste Deutschtumspflege in den Siedlungen halb unbewußt aus dem Gemütsleben der deutschen Frau und Mutter. Zur Feierabendstunde, wenn sie auf der Bretterbank unter dem Drangenbaume saß und der Sabia im nahen Urwald sein fremdes Singen anhub, dann sagte sie dem Kind auf ihrem Schoße Gebetlein vor und kleine Lieder in deutscher Sprache — beim Backen des gelben Maisbrottes erzählte sie ihren Kleinen die Märchen von Rottkäppchen und Dornröschen, von Hänsel und Gretel und vom deutschen Wald.

Aus den Worten der Mutter wob sich den Kindern das erste Bild von Deutschland, ein Bild, das oft genug Heimweh und sehnfüchtige Erinnerung verklärten.

Bei den frühen Anbauern der Siedlung war aber all dieses noch kein bewußtes Wirken zur Erhaltung des deutschen Kulturerbes, sondern vielmehr ein gefühlsbedingtes Haften am Alten, Überkommenen, Treue zu der Erlebnismwelt eigener Kinderjahre, in die sich seelische Abwehr gegen manches Fremde in der neuen Heimat und unklarer Selbstbehauptungstrieb mischten.

Auch das erste Streben nach Schulung der Kinder entsprach so der Gewöhnung und Sitte; sie sollen keine Analphabeten werden, sie sollen schreiben und lesen lernen. Und wie wohl anders als in der Sprache der Eltern! Wo ein alter Mann oder eine Frau sich fand, die des

Schreibens und Lesens besser kundig waren als die andern, da schickten die Umwohner ihnen ihre Jugend zu, und so entstanden die ersten Kolonieschulen — wohl aus kulturellem Bedürfnis, aber sie hatten keine politische Bedeutung.

Doch langsam wuchs die Kolonie, neuer deutscher Zustrom kam, aus den Streusiedlungen wurde eine Gemeinde, die sich als Gemeinschaft empfand, die sich als deutsche Gemeinschaft empfand gegenüber den fremdnationalen Nachbarn. Sie fühlten ihr Anderssein, wenn sie die Lebensweise, die Arbeitsart, Sprache und Gesittung der Nichtdeutschen betrachteten.

Jenseits.

*Ihr Grenzvolk seid nicht jenseits
Allein in fremder Welt,
Ihr seid mit eurem Leben
In unser Blut gestellt;
Wir fühlen das bange Trauern,
Wie es zum Herzen wellt,
Es steht euer Schatten am Wege,
Wenn Licht die Landschaft hellt.*

*Und blüht uns reich der Garten
Im Sommersonnenwind,
Wir denken an eure Felder,
Die ganz zertreten sind.
Und schmiegt um uns die Wände
Das Haus voll Traulichkeit,
Dann streift uns jäh die Kälte
Eurer Verlassenheit.*

*Nein, niemals seid ihr jenseits,
Blut weiß von Grenzen nicht,
Wir sind ein Leib der Volkheit,
Ein Schicksal uns verpflichtet!
Was ihr in Schweigen duldet,
Bricht uns in Klage auf,
Einst kommt der Tag, da schreitet es
Um Freiheit zum Himmel hinauf!*

Maria Kahle.

Zum ersten Male vielleicht kam ihnen Bewußtsein ihrer Eigenart, und damit verband sich Selbstgefühl.

Ja, es war keine Überheblichkeit, wenn sie stolz wurden auf die deutschen Tugenden: auf Arbeitsfleiß, Ordnungssinn, Lüchligkeit, Vorwärtstreben, Ausdauer, geistige Regsamkeit, Sauberkeit.

Und es war keine Geringschätzung der andersgearteten Fremden, wenn sich in ihnen jetzt Abwehr erhob gegen eine Vermischung mit Menschen, die in ihrem inneren und äußeren Wesen nicht zu ihnen paßten. „Für jene ist ihre Art gut, sie müssen so sein, aber wir müssen anders sein!“

Unvergesslich bleibt mir, wie ich in der Kriegszeit in Brasilien auf einer ganz überfremdeten Kolonie zwischen Polen und Tschechen eine arme Bäuerin kennenlernte, Tochter eines Einwanderers aus dem Hunsrück, die zu mir kam, um von Deutschland zu hören. Dieses derbe Bauernweib, das tagein, tagaus schwere Männerarbeit im Stalle und auf dem Felde tun mußte und in jener abgelegenen Gegend im Urwald wohl nie eine Zeitung zu Gesicht bekam, sagte mit einer ergreifenden tief aufrichtigen Sicherheit: „Deutschland kam ja gar nicht untergehen, und Deutschland wird doch eines Tages wieder groß dastehen, wenn's auch lange dauert.“ Dabei bekam der

Urwaldsiedler.

*Immer hab' ich im Nordland von diesem Lichte geträumt,
Wie es türkis und golden um Urwaldwipfel schäumt.*

*Nun glänzt in der Tropensonne mein Feld, meines Hauses
Dach —*

*Was stehen wir beide oft schweigend und schauen den
Wolken nach?*

*In diesem Lande wandern Wolken und Nebel nicht weit,
Viel weiter zieht unser Sehnen in stiller Verslossenheit.*

*Seit wir die Buche pflanzten, die nach drei Monden
verdorrte,*

Gehn von der deutschen Heimat einsamer unsere Worte.

*Weißt du noch, wie der Freund uns den Buchenschößling
gebracht?*

*Ein Reis aus dem deutschen Walde — — ja, wir hatten
gedacht,*

*Wir könnten alles verpflanzen heimatisch in dies Land,
Aber wir haben die Rätsel des Ursprungs nicht gekannt.*

*Fülle gab uns die Erde, der unser Mühen front,
Wir haben der neuen Heimat mit Dank und Treue gelohnt.*

*Aber zur Weihnacht, wenn Sommer grell auf den Saaten
glüht,*

Biehen verschollene Lieder plötzlich durch unser Gemüt.

*Nordlands Tannemwälder rauschen in unsern Traum —
Da wird uns Deutschland ein großer prangender Lichter-
baum,*

*Und die Heimatsterne funkeln über dem grünen Gezweig,
Und im Traum sind wir wie Kinder und tun den Kindern
gleich:*

*Wir strecken die Hände sehrend und wollen die Lichter
fassen —*

*Da wachen wir auf aus Träumen, die Nordlandsterne
verblassen.*

*Unsere Kinder schlafen, gewiegt von des Südens Meer,
Der Schlummer unserer Kinder ist ruhig und träumeleer.
**

*Unsere Kinder werden das Heimweh nie erfahren,
Sie sind Besitzer und Erben, wo wir noch Wanderer
waren.*

*Aber die Nordlandserde ist auch in ihrem Blut,
Und das Weistum alter Geschlechter in ihrem Wesen ruht.*

*Sie sollen der neuen Heimat Liebe und Treue weihn,
Aber in Wesenstiefen werden sie Deutsche sein;*

*Kämpfer, die Sehnsucht tragen, an Werk und Tat zu
reisen,
Sehnsuchtsvolle, die kämpfend nach höchsten Zielen greifen.*

*Ob sie auch niemals sehen der alten Herkunft Land —
Es gibt eine Seelenheimat, die unser Volk umspannt:*

*Das Land, das Dichter und Bildner und Sänger seherisch
schauen,*

Dies Reich der deutschen Seele sollen sie miterbauen!

Maria Kahle.

Wenn sie auch treu als Bürger des neuen Landes dem Staate geben, was des Staates ist — die geistigen Ströme, die vom Mutterlande her um den Erdball kreisen, ziehen sie mit in ihren Bann, in die Seelengemeinschaft der hundert Millionen deutschen Blutes, die auf Erden wohnen. Eine auslandsdeutsche Siedlerfrau hat ihrem Kinde davon in einem Gedicht gesagt:

*Sieh, Kind, wo immer der Deutsche wohnt,
Die Märchen und Lieder teilen sein Dach,
Und schlägt in der Wüste er auf sein Zelt,
In Tropensonne, in Eiseswelt,
Sie folgen ihm leise nach.*

Das Gemüt der deutschen Frau ist es gewesen, so dürfen wir heute sagen, das in einsamen verschollenen Siedlungen das Deutschtum lebendig gehalten hat, ehe Schule und Kirche und gewerkter Gemeinschaftsgeist Arbeit am Volkstum leisten konnten.

blecherne Klang ihrer Stimme einen so tiefen Ton, als sie das Wort „Deutschland“ aussprach, als wollte verhüllte Zärtlichkeit es liebkosen.

Und unvergesslich bleiben mir die Kolonieschulen! — Da sitzen die Jungen und Mädchen, die morgens auf ungesattelten Pferden, nackte Füße im Steigbügel, zur Schule reiten (oft haben sie bei diesem Schulritt das Jagdgewehr übergelegt, um auf dem Heimweg im Wald einen Braten zu erjagen), da sitzen sie, Kinderreichtum der Siedlungen; der Lehrer läßt mich fragen: Wieviel Kinder seid ihr zu Hause? „Zwölf.“ Und ihr? „Vierzehn.“ So geht das fort, bis einer kommt, halb beschämt: „Nur neun.“ — Dieser Kinderreichtum ist auch eine Seite im Ruhmesbuch der deutschen Siedlerfrau — denn was hilft uns alle Arbeit für unser Volkstum, wenn dies Volkstum stirbt, wenn der Quell versiegt! Stärker aber noch als durch das Erlebnis der Gemeinschaft ist der Kulturwille der deutschen Auslandsfrau aufgerüttelt worden durch den Kampf und Widerstand, der seit Kriegsbeginn gegen das Deutschtum in

aller Welt eingeseht hat. Sie sieht ihre Kinder bedroht durch eine auf vielen Wegen wirkende Entdeutschungspolitik; die Staatsschulen suchen das deutsche Schulwesen zu verdrängen, und wo man Gewalt noch nicht wagt, wird List und Verführung angewandt; in die geschlossenen deutschen Siedlungen dringen fremdnationale Nachbarn, nicht nur in Übersee, auch im Osten und Südosten Europas — und deutsch sein, deutsch bleiben heißt hier immer das Schwerere tun, Opfer bringen, auch Geldopfer, die dem Bauern, der hart am Erworbenen hängt, nicht leicht fallen. Nun erst beginnt die große Sendung der deutschen Frau! Nun muß sie in der Familie die Macht des Gemütes, die Kraft der Seele und ein immer waches Verantwortungsbewußtsein entfalten, muß das Eigene zurückstellen können für die deutsche Zukunft ihrer Kinder!

2.

Ganz anders gefestigt steht die deutsche Frau und Mutter in jenen Auslandsgebieten da, in denen volkliches Selbstbewußtsein und Kampf um Bewahrung des Deutschtums Tradition und Geschlechtererbe aus Jahrhunderten sind. Was sich die Kolonistenfrau in den jüngsten auslandsdeutschen Siedlungen erst langsam aus persönlicher Erfahrung in Irrtum und Leid hat erobern müssen, Kenntnis des Kulturgutes deutscher Volkheit und Stolz darauf und Bewahrungswillen, das trägt die Frau in jahrhundert-altem Deutschtumsland in Blut und Seele als ein Selbstverständliches, hochgezüchtet im Ringen der Vorfahren.

Wenn beispielsweise die sächsische Frau in Siebenbürgen heute noch ihre alte Tracht pflegt, Volkslied und Mundart und Volkstanz und überkommenes Brauchtum liebevoll zu erhalten strebt, dann wird sie dazu getrieben nicht nur von konservativem Geist, von Treue gegenüber dem Gut der Vergangenheit, sondern es ist vor allem wache Sorge um den Bestand ihrer volklichen Eigenart, die sie leitet, die äußeren Formen dieser Eigenart zu schützen.

Diese überempfindliche Bewußtheit der Sächsin führt bisweilen zu starrer Einseitigkeit, zu einer Starre, die hart und gebieterisch jede Strömung ablehnt, die das feste Gefüge der kleinen Volksgemeinschaft von 250 000 Seelen lockern könnte. Aber das, was dem Außenstehenden als Einseitigkeit und Enge erscheint, ist Selbstschutz dieses Stammes, der, seit achthundert Jahren umringt und immer wieder umdrängt von fremden

Völkerschaften, leben und sich rein und geschlossen erhalten muß. Aller Betätigungsdrang, alles Streben nach Selbstständigkeit mißt sich bei den sächsischen Frauen zuerst an den Notwendigkeiten für den Bestand des Volkstums. Und obwohl die sächsische Frau seit Jahrhunderten größere Freiheit genossen hat als ihre Schwester in der umhüteten Heimat, eine Freiheit, die sie vorzeiten auf den Mauern der Kirchburg neben den Männern gegen die herandrohenden Feinde

verteidigen mußte, eine Freiheit, die sie als Hüterin des Hauses in der Bewahrung von Sitte und Volkstum und Religion erprobte, und obwohl die siebenbürgisch-sächsische Frauengemeinschaft im Durchschnitt ebensovielstarke Persönlichkeiten aufweist wie die in der Heimat, beugt sie sich doch dem alten Volksgesetz: Zuerst kommt das Wohl der Gesamtheit.

Wenig, solches Beugen heißt für die einzelne Verzicht; aber in der schicksalgebotenen Enge wachsen die Wurzeln deutscher Kraft um so tiefer. Viele Frau, die kürzlich verstorbene greise Führerin der sächsischen Frauen, hat es einmal ausgesprochen:

„Die Autonomie unserer Kirche, die Freiheit unserer Sprache und Schule, die von vorübergehenden Regierungen beschränkt, unterdrückt, geleugnet wird, zu bewahren, das ist heute die wichtigste Aufgabe des sächsischen Volkes, eine Aufgabe, an deren Lösung die sächsische Frau, die als Mitglied des Volksrates dem Manne zur Seite steht, vollbewußt und in erster Reihe arbeitet, eine Aufgabe, hinter der im Hinblick auf unsere gegenwärtig nach so vielen Richtungen gefährdete Lage alle übrigen Frauenbestrebungen zurücktreten müssen. Wo es sich um Erhaltung der Sprache, der

Schule, der Bildungsschätze, der ganzen Zukunft unseres Volkes handelt, gibt es nur ein Einordnen aller zum Wohle des Ganzen.“

Aus diesen Worten spricht derselbe Geist, der schon im Volkskampf vor sechzig Jahren die sächsische Frau erfüllte, als Friederike Schiel in Kronstadt den ersten deutschen Kindergarten nach Fröbels Vorbild eröffnete, damals, als in Siebenbürgen die Madjarisierung das deutsche Volkstum bedrohte. Der deutsche Kindergarten hat in jener Zeit die Jugend vor dem Ungartum bewahrt — und so binden dort auch heute die sächsische Lehrerin, die Ärztin, die Beamtin ihren Beruf an das Wohl der Volksgemeinschaft. Seit zehn Jahren hat die freigewählte sächsische Frau ihren Platz in den kirchlichen und

Schwabenbauern.

Der Herrgott sprach: Ich muß noch mehr Bauern auf der Erde haben.

Da legte er seine segnende Hand auf Schwaben.

*Da sickerte in schwerflüssiges Schwabenblut
Ein Fünkeln Südenssonne, ein Tropfen Meeresflut.*

*Starke Söhne und Töchter sproßten auf im Land,
Schweifende Weltallsehnsucht war in sie eingebannt.*

*Ein Funken Südenssonne, ein Tropfen Meeresflut —
Wie lockt und singt die Ferne nun in ihrem Blut!*

*Wo immer die breiten Straßengen Abend und Morgen gehen,
Haben sie Wanderzüge der Schwabenbauern gesehen.*

*Die Donau weiß von ihnen und der weite Ozean,
In die funkelnden Südländwälder schlugen sie Pfad und Bahn.*

*Ihre Gärten blühen auf dem Boden, der einst den Heiland trug,
An den Ufern der Wolga schreiten sie steifnackig hinterm Pflug.*

*Zwischen Theiß und Marosch mahlen Schwabenmühlen das Korn,
Aus schwarzer Kaukasuserde quillt schwäbischer Reben Born.*

*Aber damit sie ihr Blut nicht ganz in die Ferne verweben,
Hat ihnen der Herrgott bedächtig den schwäbischen Dickkopf gegeben.*

*Der sagt: Ich bin, was ich bin, und ich will es nicht anders haben,
Und mein Herz bleibt deutsch und — wo mein Hof steht, ist Schwaben.*

Maria Kahle

völkischen Vertretungen, ist Mitglied des Volksrates und geht noch ihren ganz eigenen Weg im Freien Sächsischen Frauenbund zum Schuß ihres Volkes und zur Entfaltung ihres Frauentums.

Immer ist sie bereit, immer steht sie neben dem Manne auf dem äußersten Wall der Volksburg, und immer in lebendiger Verbindung mit den geistigen Strömen des alten Mutterlandes, von dem sie jedoch nur das aufnimmt und weiterleitet, was keine Gefahr für ihr Volkstum in sich birgt.

Wieder anders ist das Bild der deutschen Frau im Baltentum. Obwohl ihre Auslands Geschichte so alt ist wie die der Siebenbürger Sachsen, hat sie doch nie die Geschlossenheit jenes freien Bürger- und Bauernvolkes gekannt. Bestimmend für das Schicksal der Balten wurde die Tatsache, daß diesem Volksstamm der wurzelfeste tragende Boden deutschen Bauerntums fehlte, daß sie nur als Oberschicht — allerdings als kulturell führende und beeinflussende Oberschicht — über fremdstämmigen Landeseinwohnern lebten. So begegnen uns im Baltentum vorwiegend die großen Persönlichkeiten, einzelne Gipfelpunkte deutscher Kultur, die werdend und prägend ausstrahlen, Kultur des Geistes in ganz seltener Höhe, die oft an Ueberfeinerung grenzt, auch bei den Frauen — wundervolle Kultur des deutschen Hauses, deutscher Gastlichkeit, eine in Kampf und Bewußtheit hochgezüchtete Blüte deutscher Wesenheit. Hier finden wir die deutsche Edelstfrau in des Wortes umfassendster Bedeutung, hier finden wir neben kosmopolitischer Bildung selbstbewußteste Betonung der Deutschheit. Einzelmenscentum, oft hochmütig in schroffer Abgrenzung, in gewollter Einsamkeit. Aber in den meisten lebt stark das Gefühl der deutschen Sendung: Vorposten abendländischer Kultur im Osten zu sein — und diese Sendung tragen sie heute noch aufrecht weiter, die Frauen, die ehedem Fürstinnen waren und nun um ihres Volkstums willen als Mägde im Stalle und auf dem Felde arbeiten, um den deutschen Platz zu halten, die heute für die Schulen ihrer Kinder das Letzte opfern, um der deutschen Zukunft willen!

3.

Und wir Frauen in Deutschland? — Neben solchem von Geschichte und Schicksal geprägtem Frauentum erscheint das Bild der reichsdeutschen Frau noch verschwommen und ohne volkliche Eigenart. Uns — den im kleindeutschen Gedanken Erzogenen — ist es jetzt zumute wie einem Erben, der im Schlosse seiner Vorfahren immer an verriegelten Türen vorübergegangen ist und nur einige Gemächer im großen Hause bewohnte. Jetzt öffnen wir die verschlossenen Pforten, weite Räume tun sich auf, hohe Fenster geben Ausblick in schimmernde Gebirgslandschaft, und dort wieder leuchtet blauer Glanz des Meeres hinein — und von den Wänden der Gänge und Kammern grüßen die Ahnenbilder unserer Väter und Mütter; immergrüne Kränze des Gedenkens sind vor ihnen niedergelegt. Und wir umfassen staunend mit ehrfürchtigen

Augen das weite Großdeutschland: Das alles ist unser! Das soll unser werden, in einer innig verbundenen Seelengemeinschaft im Reiche deutscher Kultur, wenn die Kräfte des Volkstums erst in uns allen aufgebrochen sind und sehnüchlich streben, die große Einheit deutschen Volkes in der Welt zu durchglühen und zu umschließen!

Aber oft und oft ist die Gleichgültigkeit der reichsdeutschen Frau so groß wie ihre Unwissenheit in allen tiefen Dingen des Volkstums. Was sie an Schulbildung erworben und mit in die Ehe gebracht hat, sind Wissensinseln, Bildungsfecken, aber es ist kein zusammenhängendes Ganzes, das als Mittelpunkt, dem alle Ströme zulaufen, den Kern Volkheit und Gemeinschaftsgeist umschließt! Und weil sie die Geschichte der

Deutschen — in der die großen Persönlichkeiten und ihr schicksalbestimmendes Handeln wie Sinnbilder dieser Volkheit stehen! — nicht hineinbezieht in unsere Gegenwart, weil sie dem Gewordenen, aus dem ihr eigenes Wesen wächst, fremd bleibt, weil sie keine volklich gebundene Weltanschauung besitzt, darum kann sie ihre Kinder nicht den tiefsten Stolz der Deutschheit lehren.

Da, wo die Mutter es versteht, Wissens- und Bildungsgut an unser volkliches Leben zu knüpfen, eine Atmosphäre lebendiger Kultur im Hause zu schaffen, da wird bewußtere Liebe, geboren aus Erkenntnis, da wird stärkeres Verantwortungsgefühl, geboren aus Bewahrungswillen, da wird wahrer Gemeinschaftsgeist in den Herzen der jungen Menschen heranreifen; da werden sie die Rechtfertigung ihres deutschen Stolzes finden in den Taten unserer Großen, in der Volksvergangenheit, in heldischem Kampf und

Sieg — in den Werken derer, die aus ihrer deutschen Seele heraus in Musik und Dichtung, in Bildnis und Gemälde, in Bauten und in Gesängen, in Geistesforschen und Erfindertat ein Gleichnis der Deutschheit geschaffen haben!

Da erhält die Landkarte neues Leben. Junge Finger spüren den Wegen der Deutschen nach, die unter den Völkern der Erde gewandert sind, haften auf Inseln des Volkstums, die heute umbrandet liegen vom Kampfe feindseliger Gewalten. Und ein Heldenlied steigt auf, leid- und siegmächtiger als die Odyssee, ein Heldenlied deutschen Schaffens, deutscher Werkingabe in der Welt.

Da erscheint die Geschichte in neuen Linien und Zusammenhängen. Wir forschen ja mit den Augen des werdenden Großdeutschlands! Wir fragen nicht mehr nur nach Gehden von Dynastien und Kleinstaaten, wir beziehen den ganzen Schicksalsweg deutscher Geschichte auf das Sehnsuchtsziel, das wir im Sinne tragen. Da werden Siege zu Niederlagen, und vergessene Kämpfe sind uns wie ein frühes Herstreben zu unserm Zukunftsraum. In eine neue große Ordnung fügen sich das Vergangene und unser heutiges Wirken.

Ist es nicht Herzenstrost für ein gesunkenes Volk, daß es in seinen Kindern noch einmal sein Leben hinaufleiten kann zu Höhen, von denen so hart es herabstürzte! Ist es nicht Gottesgnade für die Mütter und Väter dieses Volkes, mit ihrer Jugend noch einmal zu den dunklen Brunnenstuben des Neuwerdens hinabzutauken, in ihren Kindern sich selbst reiner, vollkommener und glühender aufstreben zu sehen?

Ostlanddeutsche.

*Unser Haus ist zerstört, unsre Scholle entweicht,
Doch in Heimwehnot und in Knechtschaftsleid
Seit tausend Jahren singt Ostseewind,
Sudetenwind, Karpathenwind
Von Ostlands deutscher Herrlichkeit.*

*Und wenn ihr uns heute auch schweigen heißt,
Dann reden die Steine! Aus Stein ward Geist
In Burg und Rathaus, in Turm und Dom
Am Baltenmeere, am Weichselstrom,
Aus Steinen blüht der deutsche Geist!*

*Und macht ihr den Mund unsrer Kinder stumm,
Es geht ein Raunen im Lande um,
Ein Beten, das tief aus der Seele bricht,
Denn die deutsche Seele bezwingt ihr nicht!
Die Treue ist unser Heiligtum.*

Maria Kahle.



Südlicher Hafen.
Originalzeichnung von Olaf Jordan.



Der Reiter im Bamberger Dom.
Radierung von Professor Oscar Graf.

und seine Gehilfen zahlreicher wurden, versagte Steinmetz völlig. Schematisches Arbeiten lag ihm nicht. Ihn selbst ermüdete es nicht, aber er brachte es nicht fertig, seine Gehilfen zu derselben Arbeit anzuhalten.

Es kam irgendein Direktor der Fabrikationsabteilung in das Büro gelaufen und klagte, daß er Schwierigkeiten mit einem neuen Motor habe. Steinmetz hörte ihn an, beurteilte das Problem als sehr einfach und versprach, diesem eine Viertelstunde zu widmen, wenn er Zeit habe. Aber manchmal hatte er nie Zeit. Ein richtiger Abteilungsdirektor wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, die Arbeit selbst zu tun, sondern hätte sie einem seiner gutgeschulten Assistenten gegeben. Aber Steinmetz' Assistenten fühlten sich nicht als Untergebene. Sie bekamen von ihm keine Anweisungen. Er selbst konnte keine Bevormundung vertragen und brauchte sie auch nicht. Darum begriff er nie, daß andere sie nötig hatten. Das Problem blieb ungelöst liegen, bis die Räder der Fabrik ihren Gang verlangsamten und der Generaldirektor ins Büro gestürzt kam, um zu sehen, was denn nun eigentlich los war. Steinmetz setzte ein entwaffnendes Lächeln auf, wandte sich leise verärgert dem Problem zu, löste es in einigen Minuten und fragte sich erstaunt, warum man sich nun wohl so aufgeregt habe. Für einen Industriekapitän war er nicht gemacht.

IX. Der Oberste Gerichtshof für technische Probleme.

Einige Jahre lang sahen die Direktoren der Gesellschaft in stillem Erstaunen zu, wie die Kalkulationsabteilung langsam auf den Hund kam. Sie beobachteten diese Entwicklung mit einer bei Direktoren, die eine Reibungsstelle in ihrer sanft und glatt laufenden Maschine entdecken, sonst nicht üblichen Bewunderung. In Steinmetz' Abteilung wurden Probleme gelöst, an denen sich alle Ingenieure des Landes die Zähne ausgebissen hatten. Aber es wurde auch eine große Anzahl Probleme nicht gelöst, die Dilettanten hätten bewältigen können. Und diese Probleme waren oft für die immer größer werdenden Fabriken lebenswichtig. Es mußte etwas geschehen, und zwar sofort.

Der Verwaltungsrat befand sich in einem peinlichen Dilemma. Steinmetz war offenbar der wertvollste Angestellte. Er war außerordentlich empfindlich und temperamentvoll. Beleidigen konnten sie ihn nicht, denn er war der einzige lebende Mensch, der die mathematische Methode, die ihnen einen so großen Vorrang vor allen Konkurrenten verschaffte, vollständig verstand.

Eines Tages kamen zwei der höchsten leitenden Beamten des Betriebes in Steinmetz' Büro und bemerkten, daß sich Steinmetz' Mitarbeiter heftig über ein gewisses Problem stritten. Steinmetz arbeitete wie gewöhnlich an seinem Pult und merkte wie gewöhnlich gar nicht, was um ihn vorging. Die Beamten hörten sich den Wortwechsel ein paar Minuten an. Es handelte sich um sehr komplizierte Berechnungen, und die Lösung des Problems machte keinerlei Fortschritte. Schließlich gab einer der Mitarbeiter verzweifelt seine Bemühungen auf.

„Es hat keinen Zweck“, sagte er. „Wir wollen uns an den höchsten Gerichtshof wenden.“

Steinmetz war noch immer in seine Arbeit vertieft. Man sagte ihm auf die Schulter, und er sah mit seinem gewöhnlichen seltsamen Lächeln auf.

„Wenn man ein zwei Zoll im Durchmesser großes Loch durch eine Stange bohrt, die ebenfalls zwei Zoll im Durchmesser hat, wieviel Material wird dann entfernt?“

Steinmetz legte seinen Bleistift hin und starrte einen Augenblick ins Leere. Dann nahm er einen Bogen Papier und schrieb die Antwort hin.

„5,33 Kubikzoll.“

Es stimmte genau. Die Ingenieure stellten nachher mit Tabellen und anderen für die Intelligenz gewöhnlicher Sterblicher nötigen Hilfen fest, daß die Rechnung richtig war. Steinmetz hatte die Aufgabe ohne Anstrengung gelöst, so wie wir fünf mit fünf multiplizieren. Der feine Apparat seines Gehirns funktionierte so gut, daß er fast automatisch arbeitete.

Die beiden Vorgesetzten gingen höchst verdußt wieder hinaus. Das ist also der Mann, der die schwierigsten Probleme löst, und wir wollten ihn wegen gänzlicher Unfähigkeit entfernen!

„Aber er leistet wirklich nichts“, sagte der andere. „Die Kalkulationsabteilung funktioniert nicht. Es werden nur Probleme gelöst, die Steinmetz wegen ihrer Schwierigkeit interessieren. Er wird noch die ganze Abteilung durcheinanderbringen.“

„Ich habe eine Idee“, sagte der erste plötzlich. „Erinnern Sie sich an die Worte dieses Assistenten: Wir wollen uns an den höchsten Gerichtshof wenden? Das wäre der richtige Posten für Steinmetz, ein höchster Gerichtshof für technische Probleme. Er mag sich beschäftigen, womit er will. Er will ja doch nichts weiter als arbeiten. Wenn ein Problem auftaucht, an dem sich alle anderen die Köpfe einrennen, werden wir ihn zu Rate ziehen. Er wird die Räder seines Gehirns ein bißchen schnurren lassen, und das Problem ist gelöst. Nichts einfacher.“

So machte man Steinmetz zum beratenden Ingenieur und gab ihm ein Gehalt, das für seine einfachen Bedürfnisse mehr als reichlich war. Für Experimente aber und Assistenz gab man ihm einen unbegrenzten Ausgabenfonds. Wahrscheinlich bemerkte Steinmetz nicht einmal, daß eine Veränderung in seiner Stellung erfolgt war.

X. Der Zauberer am Werke.

Wenn man den mythischen „Mann der Straße“ der ersten zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts erwischt, würde er einem in Worten das Bild eines in einem Laboratorium amtierenden Zauberers entwerfen. Ringsum würden mächtige Maschinen stehen. In zerbrechlichen Glasbehältern würden gewaltige Kräfte aufgespeichert sein, die auf einen Wink des Meisters bereit wären, schlimme Verheerungen anzurichten. Die Luft würde leise zittern und summen, als ob das Laboratorium die Höhle eines schrecklichen, von der unmenschlichen Intelligenz des kleinen Mannes, der alle Geheimnisse des Universums kannte, in Ketten gehaltenen Technikdrachens wäre.

In Wirklichkeit war das Bild ganz anders. Steinmetz war nie ein sehr geschickter Laboratoriumsarbeiter. Die Forschungsabteilung der G. E. hatte Duzende von Männern zur Verfügung, die mit Galvanometer und Reagenzfläschchen viel geschickter umzugehen wußten als er. Steinmetz hatte vor einem geladenen Hochspannungsdraht eine Mordsangst. Er hatte im Anfang seiner Laufbahn einmal mit einem Bekanntschaft gemacht und überwandt diese heilsame Furcht sein ganzes Leben nicht mehr. Andere konnten mit den vielen im Laboratorium lauernden Todesgefahren umgehen wie ein Dompfeurer mit gezähmten Löwen, aber Steinmetz gehörte nicht zu ihnen. Sein wertvolles Gehirn hatte eine zu dünne Schutzdecke, als daß er es wagen konnte, sich irgendwelchen Gefahren auszusetzen.

Den allgemeinen Eindruck eines elektrischen Laboratoriums hat der „Mann von der Straße“ ganz gut getroffen. Man hat in ihm das Gefühl einer bevorstehenden dräuenden Gefahr, verhaltener Kraft und tödlicher Energie. Aristokratische Drähte stehen hochmütig auf großen Isolatoren, als wollten sie den Sorglosen warnen, daß in jedem Zoll ihrer schlanken Linie der Tod verborgen ist. Motoren summen



Der neue Stern.

Originallithographie von Karl Bertsch.

leise, sie arbeiten so schnell, daß sie stillzustehen scheinen. Und in dem Gewirr kleiner Drähte, in den Drahtdolden der Geißlerschen Röhren, in den Gruppen komplizierter Meßinstrumente kann der mit einiger Phantasie Begabte die Gegenwart einer wegen ihrer Unsichtbarkeit nicht weniger schrecklichen Kraft fühlen.

Steinmehrs' Laboratorium bot einen anderen Anblick. Es waren zwar alle Maschinen da, aber sie liefen die meiste Zeit nicht. Die einzigen mit Strom geladenen Drähte waren die vertrauten isolierten, die den Lichtstrom in sich bargen. Wenn er ein Experiment machte, das eine hohe Voltspannung erforderte, ließ Steinmehrs zwar ohne weiteres dieses gefährliche Ungeheuer in sein Allerheiligstes, aber wenn das Experiment vorüber war, brachte er es schleunigst wieder hinaus.

Die Maschine mit der höchsten Spannung in Steinmehrs' Laboratorium war sein Gehirn. Es beherrschte den Raum, wie ein Flugzeug eine Landschaft beherrscht. Es war wundervoll anzusehen, wenn Steinmehrs mit Bleistift und Papier an

der Arbeit war. Ein Turbinengenerator machte keinen solchen Eindruck von Kraft.

Manche Laboratorien beherrschen den in ihnen arbeitenden Menschen. Das konnte man von Steinmehrs' Arbeitsraum nicht sagen. Mitten im Winter erhielt er eines Tages Besuch von einem Freunde. Es brannte kein Feuer im Ofen, und die Kälte machte sich sehr unangenehm bemerkbar. Steinmehrs arbeitete, in mehrere Mäntel eingehüllt, mit steifen Fingern an seinem Tisch.

„Was ist denn los?“ fragte der Freund. „Wenn du eine Freiluftkur machen willst, läßt du die Fenster am besten auf.“

Steinmehrs blickte mit etwas verlegenem Lächeln von seiner Arbeit auf. Er zeigte über seine Schulter nach dem Ofen, der mit vielem zerknüllten Papier, dem entleerten Inhalt des Papierkorbs, gefüllt war.

„Eine Maus hat dort gerade Junge gekriegt“, sagte er. „Ich kann sie erst herausnehmen, wenn sie ein bißchen größer geworden sind.“

XI. Auf der Höhe des Lebens.

Bald nach der auf indirekte Weise erfolgten Gründung einer Familie erhielt Steinmeh eine Reihe von Auszeichnungen, die dem Respekt, den er vor sich selbst hatte, den letzten Glanz verliehen und den kleinen Mann hoch auf den Ruhmesockel stellten und ihn aller Welt sichtbar machten. Im Jahre 1901 wurde er zum Präsidenten des Amerikanischen Instituts für Elektroingenieure gewählt, und 1902 wurde er von der Harvard-Universität zum Ehrendoktor (Master of Arts) ernannt.

Die Verleihung dieser Würde muß eine höchst feierliche Zeremonie gewesen sein. Solche Verleihungen wurden in Harvard immer mit großem Pomp aufgezoogen. Die Professoren tragen die in aller Welt bei feierlichen Gelegenheiten an den Universitäten üblichen festlichen Gewänder und Kopfbedeckungen. Der Sheriff eröffnet die Sitzung mit einer kurzen Formel, gesprochen im Englisch des siebzehnten Jahrhunderts. Im Hintergrund sieht man das eintönige Schwarz der Studenten und der nicht prominenten Fakultätsmitglieder. Der Rektor steht in der düsteren, getäfelten Aula auf dem Podium und verleiht jede akademische Würde mit einer kurzen formellen Ansprache. Steinmeh soll zu dieser erhabenen Feier in seinem gewöhnlichen Arbeitsanzug gegangen sein, der so schäbig war, daß die meisten sich geschämt hätten, mit einem solchen Anzug zum Fischen zu gehen. Er hinkte mühsam die Stufen zum Podium hinauf. Rektor Eliot stand dort majestätisch wie gewöhnlich und lächelte von seiner stolzen Höhe von ein Meter achtzig Zentimeter nachsichtig, als sei er von einem anderen Planeten gestiegen, auf den kleinen Mann herab. Er überreichte die zusammengerollte Urkunde.

„Die Universität verleiht Ihnen diesen akademischen Grad als dem bedeutendsten Elektroingenieur der Vereinigten Staaten und daher der Welt.“

Das war eine typische Eliotsche Ansprache. Die Verleihung der Auszeichnung erschien dadurch viel wichtiger als ihr Empfang, der im Vergleich damit zu einer nebensächlichen Angelegenheit wurde.

Die Zeremonie gefiel Steinmeh sehr gut. Er wußte die von der ältesten und der geachttesten amerikanischen Universität empfangene Ehre zu schätzen, wie sie nur ein armer Einwanderer schätzen kann. Er hatte sein Bestes getan, um im Geiste, im Namen und in der Tat Amerikaner zu werden. Hier war der Beweis, daß er sich in der Achtung seines neuen Vaterlandes einen gesicherten Platz errungen hatte.

Ein Jahr später wurde er vom Union College in Schenectady zum Doktor der Philosophie ernannt und aufgefordert, eine Professur für Elektrotechnik zu übernehmen. In den Augen der Welt war das eine geringere Ehre, aber die Resultate waren greifbarer und näher zur Hand. Steinmeh konnte in den schönen Anlagen des College spazierengehen und das Gefühl austkosten, daß er an der Tätigkeit des College Anteil hatte. Er war jetzt Doktor Steinmeh, und für die Studenten, die seine Vorlesungen besuchten, sogar Professor Steinmeh.

Als er daher in sein neues Haus einzog, konnte er die Welt lächelnd mit einem neuen Gefühl der Erfüllung betrachten. Er hatte sich auf den Gipfel seines Berufes geschwungen und wurde dort als die höchste Autorität seines Adopтивlandes anerkannt. Wirtschaftlich war er gesichert, und er hatte sogar eine Familie gegründet und ein eigenes Haus erworben — was er sich früher kaum hätte träumen lassen. Er sah jetzt auf der Straße in den Blicken der Leute weniger Neugierde und mehr Bewunderung.

XII. Mathematische Entdeckungsreisen.

Die ersten Jahre nach 1900 waren die glücklichste Zeit in Steinmehs Leben. Kleine Dinge machten ihn glücklich,

nicht große. Und es gab so viele kleine Dinge um ihn herum, über die er sich freuen konnte.

Zuerst kam er mehr und mehr mit der Jugend zusammen. Ihre Gesellschaft liebte er am meisten. Die drei Kinder Haydens nannten ihn „Großpapa“. Sie wuchsen auf, ohne das Gefühl zu haben, daß sein Gebrechen unangenehm oder lächerlich war. Ein Kind, das eine Reihe von Jahren einen Dachshund gehabt hat, hält alle anderen Hunde für zu groß. Es war etwas Wunderbares für ihn, diese drei reizenden Kinder um sich zu haben. Sie waren bei seinem Anblick niemals zusammengefahren wie alle, die ihn zum erstenmal sahen.

Als die Kinder alt genug waren, daß er sie zu seinem am Mohawk gelegenen Häuschen mitnehmen konnte, begann diese über dem Abhang hängende, nicht sehr feste Bude immer neue Möglichkeiten zu zeigen. Er kaufte eine Anzahl sehr kleiner Boote und stattete sie mit sehr kleinen Doppelrudern aus. Sie paßten für ihn und die Kinder gleich gut, und er fühlte: hier war sein eigenes Reich, in das ihm plumpere Wesen nicht folgen konnten.

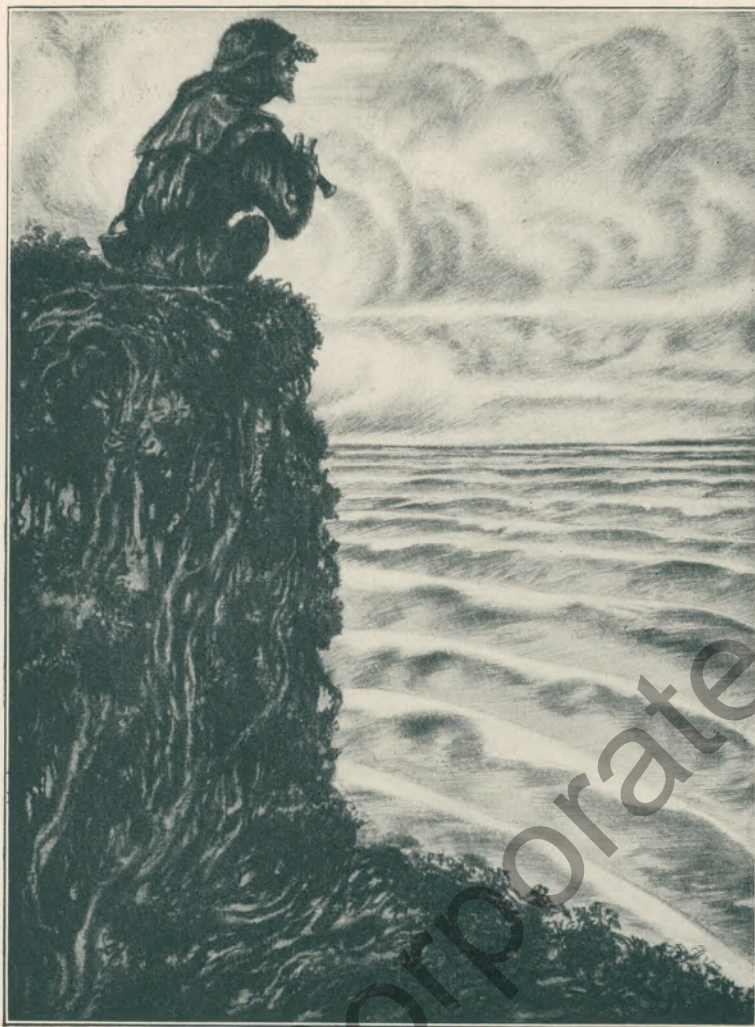
Das Häuschen stand nicht weit von der Mündung eines kleinen seichten Baches, Viele's Bach genannt. Dieser Bach hatte einen Kieselgrund und war nicht sehr lang, aber Steinmeh dachte, er würde eine ideale Rudergelegenheit bieten, wenn er einen kleinen Damm aufführte. Daher bestellte er an Sonntagen Dutzende von Leuten hinaus und ließ sie an dem Damm arbeiten. Langsam wuchs dieser in die Höhe, und hinter ihm bildete sich ein kleiner ruhiger Teich. Das Bett des Baches wurde tiefer, und die Strömung verschwand fast ganz. Man konnte mit dem Boote bis zu der Stelle hinaufspaddeln, wo die Zweige sich so dicht über den Köpfen verschlungen, als ob hier kein Bach den Wald teilen würde. Der kleine Teich war sonnig, ruhig, und das Wasser plätscherte fröhlich über die großen Steine des Damms. Steinmeh trieb in seinem lächerlich kleinen Boote so glücklich und sorgenlos wie ein schwimmender Span auf dem Teiche umher.

Hier wurde ein gut Teil seiner Arbeit getan. Über die Bootseiten wurde ein langes, glattes Brett gelegt. Dann füllte er einen großen Kasten mit seinen berühmten Zigarren und stellte ihn oben auf einen Stoß Papier. Mit den Zigarren vermischt waren gut gespitzte Bleistiften.

Dann stieß er in den Teich, legte das Ruder zwischen sich und das Schreibbrett und ließ sich, über seine Arbeit gebeugt, stundenlang ruhig treiben. Die Sonne schien ihm auf den Rücken, und das Geschwirr der Zahlen in seinem Kopfe vermischte sich mit dem Rauschen des über den kleinen Damm zwei Fuß tief abfallenden Wassers.

Auf diese Weise arbeitete er am liebsten. So trieb er stundenlang umher, anscheinend gegen jede Störung gefeit. Die Kinder mochten mit ihren Gespielen in dem kleinen Teiche schwimmen und Wogen herborrufen, in denen sein kleines Boot beinahe zerschellte. Sie mochten lärmend Schlachten auskämpfen und mit Dreckkugeln über seinen Kopf werfen. Sie mochten auch sein Boot wegstoßen, wenn es in zu gefährliche Breiten kam. Er blickte vielleicht mit seinem kindlichen und gütigen Lächeln kurz auf, verlor sich aber sofort wieder in der Wildnis der Zahlen, die er allein durchqueren konnte.

Einige Forscher brauchen bei ihrer Arbeit so viele Hilfsmittel, daß man eine mittelmäßig große Fabrik damit ausstaffieren könnte. Nicht so Steinmeh. Er brauchte nur einen Bleistift, einen Stoß Papier, eine Menge Zigarren und eine fünfstellige Logarithmentafel. Mit diesem Werkzeug brachte er den ganzen Tag glücklich in seinem Boote zu, und wenn ihn nachmittags ein paar schnelle Ruderschläge ans Ufer brachten, war die elektrische Welt gewöhnlich um einige Formeln reicher.



Hirte.

Originalradierung von Professor Alois Kolb.

Eines Tages ließ er, als er wieder zu seinem Häuschen fuhr, um zu arbeiten, seine Logarithmentafel in Schenectady liegen. Die Haydens waren wie aus den Wolken gefallen. Logarithmen sind für mathematische Arbeit ebenso nötig wie Wasser für die Dampfmaschine. Eine fünfstellige Logarithmentafel ist ein mittelgroßes Buch, das bis an den Rand mit einförmig aussehenden Zahlen gefüllt ist. Die Haydens hatten sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie wieder zur Stadt zurückfahren mußten.

Aber Steinmetz behielt seine Ruhe. Er spitzte seine Bleistifte weiter und füllte den hölzernen Kasten, der ihn auf allen seinen mathematischen Entdeckungstreisen begleitete, mit Zigarren und Streichhölzern. Er ging ruhig zum Wasser und machte sein Boot flott.

Hayden rief von der Veranda: „Ich fahre in die Stadt, um die Tafel zu holen. Ich werde in einer Stunde wieder da sein.“

Steinmetz stieß vom Ufer ab, ohne zurückzusehen. „Laß das nur“, sagte er. „Ich glaube, ich kenne diese Tafel auswendig. Ich habe schon wochenlang nicht mehr hineingesehen. Morgen kannst du sie zwar mitbringen. Ab und zu kann mir doch mal ein Fehler unterlaufen.“

Droben herrschte Schweigen — das Schweigen fast abergläubischer Verehrung. Hayden schauderte, als er sich vorstellte, daß er selbst mit hängender Zunge in dieser ausgedörrten Wüste endloser Zahlen herumirren mußte. Dann blickte er zu dem kleinen buckligen Mann hin, der langsam

den Bach hinauspaddelte. Steinmetz wurde von solchen Gedanken nicht gequält.

XIII. Ein Wink des Todes.

Manche fürchten den Tod. Ich glaube, Steinmetz gehörte nicht zu ihnen. Jedenfalls merkte man ihm nichts an. Wahrscheinlich gewöhnt sich ein Krüppel derart an das Gefühl, daß der Tod jeden Augenblick eintreten kann, daß er ihm gegenüber eine beinahe freundliche Haltung annimmt. Er hält ein Wörtchen des Willkommens für ihn bereit, wenn er wirklich anklopfen sollte.

Abgesehen von seelischen Feiglingen fürchten nur zwei Arten von Menschen den Tod. Der philosophische Mensch fürchtet einen Augenblick, in dem alle Spekulation aufhört, oder richtet sich, wenn er religiös veranlagt ist, auf eine andere und problematische Existenz ein. Der Mensch, der im Leben eine Aufgabe zu vollenden hat, bedauert, daß ihm die Zeit fehlt, sie zu Ende zu führen. Aber Steinmetz gehörte keiner dieser beiden Menschenarten an. Er spekulierte immer nur über Tatsachen, und seine wissenschaftliche Arbeit betrachtete er nicht als eine der Welt gegenüber zu erfüllende Pflicht. Sie war eine bloße Funktion seines Körpers, das, was er am liebsten tat und was ihm die Stellung errungen hatte, deren er sich erfreute. Wenn das Leben das Funktionieren einer Maschine war, so war an ihrem Stehenbleiben nichts Seltsames. Steinmetz hatte viele Maschinen sich langsam stilllaufen sehen, man brauchte nur den Strom auszuschalten.

Selbst dieser lebenslange Freund, der Induktionsmotor, verbrauchte sich schließlich. Steinmeh hatte gesehen, wie viele von ihnen von ihrem Lebensstrom abgeschnitten, auf den Schutthaufen geworfen und in Kupferdraht und altes Eisen auseinandergerissen wurden. Das schien ganz in der Ordnung zu sein.

Aber die ersten Anzeichen des Alters quälten ihn. Er wurde nicht auf normale Weise alt. Seine Nerven versagten zuerst. Es war kein sichtbarer Zusammenbruch, es machte sich keine schlaganfallartige Erscheinung bemerkbar. Das wäre nicht so schlimm gewesen. Wenigstens sah er das häufig in seiner Umgebung. Seine Nerven reagierten nur langsamer. Seine Muskeln gehorchten nicht mehr sofort. Die Ausführung der von seinem noch immer intakten Gehirn gegebenen Befehle verzögerte sich um einige Sekunden.

Die Wirkung dieser Verzögerung war nicht so sehr tragisch wie lächerlich. Und ein Mangel, der Lachen hervorruft, ist schmerzlicher als ein gefährlicher Defekt. Seit Jahren hatte Steinmeh Rad gefahren. Er fuhr nie sehr gut, und das Rad hatte besonders für ihn angefertigt werden müssen, aber schließlich fuhr er über den Boden, als wenn es ein Athlet gesteuert hätte. Aber Radfahren erfordert vor allen Dingen schnelle Beweglichkeit. Ständig tauchen kleine Hemmnisse auf, mit denen man sofort fertig werden muß. Jeder Buckel auf der Straße kann einen umwerfen, wenn man ihm nicht geschickt begegnet.

Steinmeh beobachtete, daß allmählich seine Arme langsamer reagierten. Zuerst war es nicht gefährlich. Er wackelte nur ein bißchen mehr als zuvor. Aber eines Tages ging es einfach nicht mehr weiter.

Er fuhr die lange, gerade zu den Werken der G. E. führende Straße hinab, als er an eine Biegung kam. Er war tausendmal glücklich um diese Ecke herumgekommen. Er fuhr ziemlich schnell. Als es Zeit war, zu handeln, gab sein Gehirn seinem rechten Arm den Befehl, die Bremse anzuziehen. Aber nichts geschah. Es war ein peinlicher Augenblick. Endlich gehorchte der Arm. Es war zu spät. Wild gestikulierend fuhr er in den Vorgarten des nächsten Hauses.

Damit hatte das Radfahren ein Ende gefunden. Er hatte das Vertrauen verloren, und seine Glieder reagierten immer langsamer. Bis jetzt hatte er noch keinen ernstlichen Unfall erlitten, aber das war sicher nur eine Frage der Zeit, wenn er das Radfahren nicht aufgab. Das Rad wurde mit anderen Zeichen der Normalität, die Steinmeh nach und nach abhanden kamen, in den Hintergrund gestellt.

XIV. Das Ende.

Es ist nichts mehr zu erzählen. Steinmehs Leben ist jetzt fast vorüber. Er ist achtundfünfzig, und sein Körper will nicht mehr. Alles in allem war es eine ganz achtbare Leistung, daß er sich so lange gehalten hatte. Wenigstens nährte er das Gehirn während der wichtigsten Jahre, die so bedeutende wissenschaftliche Frucht trugen. Wenn er sich nach Ausflüchten umgesehen hätte, hätte er eine Menge finden können. Jeder Lebensprozeß ging im Zickzack vor sich.

Die Reise nach der pazifischen Küste war die letzte Anstrengung, die der Körper leisten konnte. Nach seiner Rückkehr nach Schenectady ging es mit Steinmeh rasch bergab. Es

wurde ihm schon schwer, vom Zuge zum Auto zu gehen, und als er nach Hause kam, verordnete ihm der Arzt ein paar Tage Bettruhe. Vielleicht erkannte er das so zart ausgesprochene Todesurteil, vielleicht auch nicht. Jedenfalls blieb er ruhig in seinem Zimmer, beklagte sich wohl ab und zu, daß er nicht ins Laboratorium gehen könne, verschlang aber begierig wie immer Berge von Fachliteratur.

Eines Morgens kam Hayden in sein Zimmer. Steinmeh war wach und heiter, trotzdem er sich nicht wohl zu fühlen schien. Hayden bat ihn, doch seine Herzmedizin zu nehmen. Er würde ihm sofort sein Frühstück bringen.

„Halte dich ruhig. Mach keine Bewegungen.“

„Es ist nichts“, sagte Steinmeh, indem er sich auf das Kissen zurücklegte. „Ich werde mich hinlegen.“ Das waren seine letzten Worte.

Gleich darauf kam der kleine Billy Hayden mit der Frühstückspalte. Er fand Steinmeh friedlich wie immer daliegend, aber tot. Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. Auf seinem Gesichte war kein Zeichen des Schmerzes oder der Überraschung. Er war so natürlich zur Ruhe gegangen wie ein elektrischer Motor. Der Strom war ausgeschaltet. Der Motor verlor an Kraft, lief langsamer und blieb stehen. Das war alles.

Gleich darauf kam die Nachricht in die Büros der G. E., und die Angestellten der Gesellschaft kamen bis auf den letzten Mann, um ihr Beileid auszudrücken. Aus allen Teilen des Landes liefen Telegramme ein. Wissenschaftliche Gesellschaften, elektrische Gesellschaften und Privatleute innerhalb und außerhalb Amerikas schickten dem Manne, der ihre Arbeit so erleichtert hatte, ihre letzte Dankagung.

Die Beisetzung war fast eine Staatsaktion. Steinmehs Name war in alle Köpfe gedrungen, und hoch und niedrig kam herbei, um seiner Beerdigung beizuwohnen. Wie Steinmeh das gefallen hätte! Die vielen Reporter, der Vizegouverneur, der Präsident und der Aufsichtsratsvorsitzende der Gesellschaft, Wissenschaftler und berühmte Leute in Mengen, alle aufrichtig betrübt und aufrichtig ergriffen, als man den kleinen leichten Sarg zum Friedhof trug.

Einige Monate später gab die General Electric ihren Jahresbericht heraus. In eindringlichen und feierlichen Zahlen gab er den Aktionären über das Geschäft des verflossenen Jahres Rechenschaft.

Einnahmen 271 309 695,37

Ausgaben 241 653 948,80

Reingewinn 38 001 528,18

Und dann die erfreuliche Summe: „Für Dividendenaus-schüttung verfügbarer Gewinn: 38 525 118,32.“ Aber in dem Bericht war auch ein großer Verlust erwähnt. Er konnte nicht in Zahlen wiedergegeben oder von der Gesamtsumme abgezogen werden. Dafür war er zu ungreifbar. Sein Wert wurde gemessen in Prestige, in Selbstvertrauen, in Arbeitsfreudigkeit und in Reklamefähigkeit. Aber mitgeteilt mußte er den Aktionären werden. Hier ist der Eintrag auf der Verlustseite des Hauptbuches:

Am 26. Oktober 1923 starb Doktor Charles P. Steinmeh, nachdem er der Gesellschaft dreißig Jahre lang treu gedient hatte.

Es gibt eine arbeitende Klasse — stark und glücklich —, unter den Reichen sowohl als unter den Armen, und eine müßige Klasse — schwach, ruchlos und erbärmlich —, unter den Reichen sowohl als unter den Armen. Die schlimmsten Mißverständnisse zwischen beiden Ständen rühren von der unglücklichen Tatsache her, daß die Weisen des einen Standes (darin sowenig weise) gewöhnlich die Törichten des andern betrachten. Wenn die fleißigen reichen Leute auf die faulen Reichen achthaben und sie tadeln wollten, und wenn die fleißigen Armen die faulen Armen beaufsichtigen und verweisen wollten, dann wäre alles in Ordnung.

Aber jeder Stand sieht nach den Fehlern des andern!

Ruskin.



An der dalmatinischen Küste.
Originalradierung von F. M. Jansen.

Von der Donau zur Adria.

Düsseldorfer Jüngens auf großer Fahrt.

Von Studienrat Ernst Röttger.

An der Reithelschule in Düsseldorf besteht eine Wandervogelgruppe, die sich „Das Nest“ nennt. Jahr für Jahr, wenn die großen Ferien da sind, ziehen diese Jungen auf große Fahrt. Rheinauf und rheinab, durch die Lüneburger Heide wie den Schwarzwald, durch den Spessart wie den Böhmer Wald, aller Vaganten Sehnsucht, sind sie in ihrer sommerlichen Freizeit gezogen. Die Sonne Dalmatiens bräunte sie, sie hörten die Wasserfälle Zämtlands rauschen, sie schwammen in finnischen Seen und schliefen im Lappenzelt. Wo lernten sie die eigene Heimat besser kennen und lieben als in der Fremde!

Im letzten Sommer ging es nach dem Balkan.

Reisen und Wandern sind zweierlei. „Assen“ schnallen ist etwas anderes als Kofferpacken. In solchen Wochen vor den Ferien, da singt etwas in uns, da muß man sich aller Dinge ledig wissen. Und ist der Tornister gerüstet, dann sind wir sicher: jetzt blühen uns die glücklichsten Tage. Die kleinen Sorgen, die sonst leicht eine Reise beschweren, wir kennen sie nicht! Wo wir schlafen werden? — welche nebensächliche Frage! Die Zeltbahn ist ja gerollt. Was wir essen? — Die Menschen leben überall. Welche Route wir wählen? — Die Welt ist allerorten schön!

Solch ein ramponierter Tornister, der kann erzählen. Letzten Sommer ist er mit uns die Donau hinuntergefahren, die manchmal in unbegreiflicher Farbenverknennung „blau“ genannt wird. Zwischen Budapest und Belgrad ist sie es bestimmt nicht. Da treibt sie dicke, gelbe Lehmklumpen auf ihrer weiten Fläche, die bebuschte Ufer begrenzen. Unbekümmert schweben Hunderte von Reihern wunderbar silbern über dem einsamen Wasser — Wandervogels Symbol! Im flachen

Ufer stelzen Störche; über den Uferweiden schlägt der Wildgänses Flug; um das Schiff segelt immerzu die hungrig kreischende Möve. Dann fließt der Strom ruhig in zahllosen Krümmungen durch weites, offenes Auenland. Riesige Rinderherden stehen im niedrigen Uferwasser; und wenn das Schiff sich einmal dem Lande nähert, dringt das Geschnatter unzähliger Gänse, das Blöken der Schafe herüber. Wassermühlen, oft weit in den Fluß vorgeschoben, mahlen mit breit-schaufligen Rädern das Korn der fruchtbaren Bacska.

Am dritten Tag blühen in den Abend die Lichter von Belgrad. Einstweilen ist es eine Residenz, deren westeuropäischer Ausstrich sich auf den innersten Stadtkern beschränkt; aber überall sagt uns das emsige Bauen und Buddeln deutlich: es ist etwas im Werden. Nicht umsonst ist Belgrad über Nacht zur Hauptstadt eines Dreizehn-Millionen-Volkes geworden.

Von nationaler Tracht sieht man in der Hauptstadt Jugoslawiens nicht mehr viel; erst als wir tiefer ins Innere des Landes vordringen, wird sie häufiger. Da begegnen wir dem



An der Mordstelle
in Sarajevo.

Bauer mit seiner schirmlosen Kappe, der Kosulja, dem langen Hemd, dem bunten Stoffgürtel darum, der weißen Hose, dem Fesek, der balkanischen Weste, die auf der ganzen Halbinsel heimisch ist, und schließlich den Dpanken, absatzlosen Schuhen, die vorn in einen gekrümmten Schnabel auslaufen. Mit einem freundlichen „Dobar dan!“ begrüßt der Bauer die Wandervögel und bietet ihnen Wasser oder Ziegenmilch.

Leider ist unsere Unterhaltung dabei recht einseitig; wir verstehen nicht viel vom Serbischen, dessen Studium durch die vor einem Jahrtausend vom Slawenapostel Cyrillus eingeführte, immer noch übliche cyrillische Schrift sehr erschwert wird; über den Vorrat an Zeichnungen für das, was ein bescheidener Wandervogel unbedingt braucht, gingen unsere Kenntnisse nicht hinaus. Und was nützen uns die schönen Sätze unseres „Praktischen Sprachführers“: „Lassen Sie mir mein Zimmer heizen!“, „Essen Sie gerne Austern?“, „Bitte besorgen Sie mir einen Gepäckträger!“ Zumeist verläuft sich daher unsere Konversation in ein unterhaltendes, rätselhaftes Sprechen der Hände, das oft in einem allseitigen gemütlichen Gelächter seinen ergebnislosen Abschluß findet. Wir aber freuen uns des labenden Trunkes; denn fast unerträgliche Hitze liegt in diesen Hundstagen über den weißstaubenden Landstraßen, die sich zwischen endlosen Maisfeldern hinziehen. Tomatenpflanzungen schieben sich da hinein, aus denen es wieder von Sonnendolmen, prallen Kürbissen und Melonen leuchtet. Verwirrend flimmert die Luft. Wenn es auf dieser Erde noch eine staubigere Landstraße gibt als die von Velica Plana nach Jabari, so möchten wir sie nicht kennenlernen. Welche Freude, als endlich unsere Straße zum Flusse abfällt und ein brauner Wasserspiegel sichtbar wird! Zwei Tage haben wir bei 60 Grad an der Morava gelegen, tagsüber das Wasser nur verlassen, um zu essen — prachtvolle Makrelen hat der Fluß — oder eine süße Melone zu „trinken“. Nachts, wenn

wir uns zum Schläfe im Weidengebüsch niedergelegt hatten, fiel in die Stille der Sang irgendeines Hüttejungen vom jenseitigen Ufer; seltsam eintönig klang die langgezogene Weise; und doch schienen uns die ganze große Traurigkeit eines all die Jahrhunderte geknechteten Volkes aus diesen Liedern zu klingen.

Dieser „serbische Ton“ — wie wir ihn nannten — hat uns später nicht wieder losgelassen; sei es, daß er urplötzlich irgendwo in der Eisenbahn laut wurde, wenn ein Mann oder eine Frau unbekümmert ein Lied anstimmte; sei es, daß wir im kleinen Dorfe dem Gesang eines Guslaspielers lauschten, der den halb-kreisförmig gekrümmten Bogen über die Roghaarsträhne seines altüberkommenen, langhalsigen Holzinstrumentes strich.

Wie still ist es sommertags im serbischen Dorfe! Die Frau ist in der Kuca, ihrer fensterlosen Hütte, oder auf dem Acker beschäftigt. Wer aber nichts zu tun hat — und manchem Manne scheint dies schwere Los beschert —, der schläft irgendwo unter einem Pflaumenbaum, oder hockt mit seinen Genossen vor der Kavana, spielt Karten oder politisiert. War doch der Balkanmensch von jeher immer mehr Krieger als Bauer. Hier und da hört man wohl vom Felde her den regelmäßigen Knall einer Peitsche: das ist der dreschende Bauer, der seine Pferde oder Ochsen im Kreise über das flach hingebreitete Getreide laufen läßt. Das muß wohl eine uralte Arbeitsmethode sein, steht doch in der Bibel geschrieben: „Du sollst dem Ochsen, der da dreschet, das Maul nicht verbinden!“

Uns deutschen Wandervögeln ist das eine fremde Welt. Heimatlicher muteten uns die Wälder Bosniens an. Fast mochten wir glauben, des Schwarzwalds

Wipfel umrauschten uns, als wir auf dem Ivan unser Zelt aufschlugen. Wenn sich aber plötzlich die Talebene öffnete und aus der Tiefe die weißen Minaretts breittuppliger Moscheen aufsteigen, sind wir so gleich jenem lieben Traumbild entrückt und daran erinnert, daß in diesem Lande die Zeit der osma-



„Palaver.“



Moscheehof in
Mostar.



Narentabrücke in Mostar.

nischen Eroberung noch ein Drittel der Bevölkerung dem Islam erhalten hat.

Welch fesselnde Bilder bietet die größte Stadt dieser Provinz, Sarajevo — Name schmerzlichen Klangs! —, die aus der Miljackaschlucht an die hundert Minarets zum Himmel schickt! Hart stößt hier der Westen auf den Orient, der sich in der Carsija getreulich erhalten hat. Denn Fes und Turban und Frauenschleier beherrschen das unsagbar bunte Bild dieses Basars, dessen flimmernde Luftwogen der Marktlärm durchtönt.

Zum großen Teil mohammedanisch ist auch Mostar, die Hauptstadt der Herzegowina. In einen wahren Feuerkessel ist sie eingebettet von grauen Karstbergen, die wie glühende Backöfen in die Sonne starren und rückstrahlend die Stadt mit grauenhafter Hitze speisen. Wir bedauern euch, ihr tiefverschleierte Frauen, die ihr in eurer „Maitäfertracht“ durch den spärlichen Häuser Schatten wandelt. Verwunschen still und schummrig kühl aber ist es in den Höfen der Moscheen; die Vorliebe der südländischen Baukunst für Säulengänge wird einem erst bei 40 Grad im Schatten richtig klar. Aus dem Gestrüpp verwilderter Friedhöfe — das Lote bleibt Allah überlassen — ragen schlichte, oft halbgestürzte Grabsteine, mit eingemeißelten Schriftzügen bedeckt. Die Leichensteine der Männer aber tragen, sonderbar belebt, schemenhaft vermenslicht, über der Tafel einen marmornen Turban.

Allah gehöre das Lote! Wie aber leben, wir sind jung! Unter dem prachtvollen kühnen Bogen einer alten Brücke tummeln wir unsere erquickten Leiber in den grünen Fluten der Narenta.

Zwischen Mostar und der adriatischen Küste tut sich die bettelarme Steintüste des glühenden Karst auf. Im deutschen Buchenwald wandert es sich leichter. Wie oft haben wir auf jener baumlosen, sonnübergluteten Karststraße an das lustige Wort jenes Handelsjuden zu Sarajevo gedacht: „Wandern wollt ihr? Zu Fuß? O weh, da geht einem ja die Seele aus der Nase!“ Und wahrlich, in diesen glühenden Tagen — Tornister auf dem Buckel! — hätten auch wir Wandervögel uns fragen können: „Ja zum Teufel, aber warum reitet ihr denn in dies verfluchte Land?“ — hätte nicht der junge Kornett des Rainer Maria Rilke die schöne Antwort gewußt: „Um heimzukehren!“

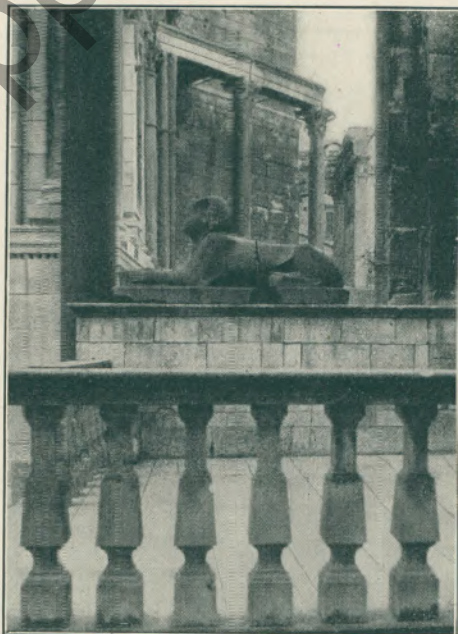
Das ist ein armseliges, unbarmherziges Land. Selten stößt man auf eine mühsam beackerte, steinumhegte Doline, seltener auf eine bewohnte Hütte. Aber endlich, wenn die schmalspurige Bahn, deren Dasein verwundert, die



Mostar: An der Narenta.



Mostar: Brunnen im Moscheehof.



Spalato:
Im Palast des Diokletian.

letzte Felsenwand hinaufgekeucht ist, die jene Wüste vom Meere trennt, entringt sich allen Lippen der Schrei der Sehnsucht: „Thalatta! — Das Meer!“

Da liegt sie unter uns, die wahrhaft blaue Adria. An den Hängen steigen dunkle Zypressen in den wolkenlosen Himmel, in schönen Gärten stehen breitblättrige Feigenbäume, quellen herrliche Trauben, und überall zittert das silbrige Laub der Oliven. Könnt ihr glauben, daß gerade hier, am herrlichsten Zeltabend, ein felsam trauriges Gefühl die Horde plötzlich beschlich? Und ich weiß einen andern Abend, da glitt unser Rachen über das Wasser der stillen Bucht; von den Ufern trug ein leiser Hauch hin und wieder die abgerissenen Töne eines südländischen Liedes herüber; und das Wasser plätscherte an die Bootswand. Wir waren ganz still; dann summt es einer, und schließlich sangen wir alle:

... aber nimmer ich tauschte
Alpen und Meeresstrand
für das tannendurchrauschte
nordische Heimatland!

Heimweh, richtiges Heimweh hatte uns urplötzlich überfallen, von der südlichen Sonne entfacht, Sehnsucht nach rauhen Himmelsstrichen, nach Regen, nach Tannenwäldern, nach murmelnden Waldbächen, blumigen Wiesen. Nach deutschen Worten! Und erst als wir sangen, löste sich das Weh, und kühl und lind legte sich um unsere Stirn das heimatliche Lied. . .

Gewaltig dräut die Felsenmauer des Lovcen vom Land der Schwarzen Berge zur Boka Kotorska herunter, aus der — ein liebliches Wunder — zypressenumstanden das Kloster San Giorgio steigt, Böcklins Toteninsel. Hart kleben graue Städtchen am Ufer, einst reiche venetianische Handelsitze oder schlimme Piratennester. Wieviel ließe sich erzählen von Ragusa, Spalato, Trogir, Sebenico — Städten, die in der Geschichte einen Namen haben, die heute noch ihre Bewohner teils in Häusern beherbergen, in denen die Römer der Kaiserzeit wohnten.

Ich weiß mir keine schönere Musik als die Abfahrts sirene der Seeadpfer. Hinaus aus dem Hafen! Steil fallen in das blaue Wasser weißgraue Kalkfelsen, an denen hie und da ein verschlafenes Nest klebt. Wo verwitterter Sandstein aus dem Kalk tritt, sprießt ein wenig Grün. Karge Frucht gibt dieser Boden, der freigebig ist allein mit der gettvollen Schönheit seiner Landschaft.

Die Nacht sinkt herab; da legt das Schiff in Rab an. Weiß glänzt im Mondschein ein alter Domturm hoch überm Inselstädtchen. Wir gehen an Land und stehen nach wenigen Schritten wie verzaubert. Hinter dem edlen Mar-

morportal des Palazzo Nimira schwelgt eine schöne Männerstimme in südländischem Gesang. Volk, teils in phantastischen Kostümen, lagert umher. „Ein Märchen“, flüstert einer der Jungen. Und je weiter wir ins Städtchen dringen, um so märchenhafter und unwirklicher erscheint uns das alles. Gassen und Winkel, Säulen und Torgewölbe von berückender Schönheit, vom Mondlicht überflutet; zwischen den Steinen huschen Eidechsen, ringeln sich bössartige Sandvipern. Und überall tönen Laufes, singt es in klingender Sprache.

Das unvergeßliche Erlebnis — heute weiß ich, es lag an der glücklichen Stunde — läßt uns die warme Bodnacht erwachen. Flüssiges Silber rauscht um den Kiel, und — wie bunt ist das Wandern, wie beglückend der Wechsel! — uns überfallen Erinnerungen jener hellen Nächte am Lofot, deren Firnismantel in weißgrünen Streifen das Polarlicht durchzuckte.

Drei Tage weiter. — Wie gestern glüht die Sonne über den Planken des nordwärts strebenden Dampfers.

Das Wunder einer Stadt taucht aus dem Meere: Venedig, die Königin, die unbeschreiblich Schöne! Nun ist es aus mit Sonnenmärschen, die die Kehle dörrten, aus mit den seltsam beklommenen Zeltnächten in der einsamen Herzegovina: am Canale Grande sitzt die Horde an runden Marmortischen, futtert Spaghetti und Tintenfisch und läßt sich eine Portion Gelati grande cor panna nach der andern kommen.

Und dann kam der große Sprung über die Berge von Südtirol und Österreich und Bayern hinweg an den Rhein! Aber dazwischen lag noch etwas, vielleicht, von außen gesehen, nur eine Episode, für uns aber mehr, viel mehr.

Wir saßen im leeren Abteil des München-Hamburger Schnellzuges, waren auch inzwischen wach geworden und blickten zum Fenster hinaus. Und hätten in einem Atem schön nach Hause fahren können. Aber wie wir uns dem Maintal näherten, da sagte einer so beiläufig:

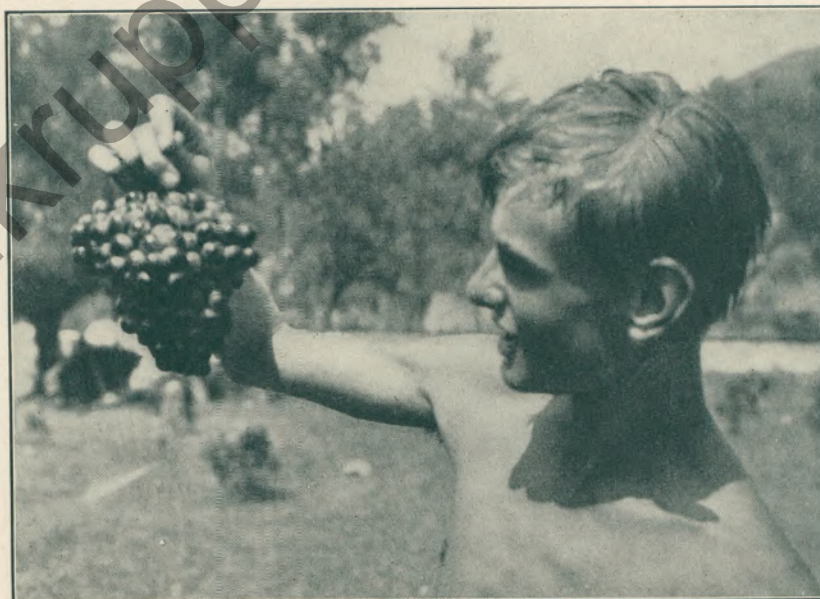
„Ganz schöne Gegend hier“ — und eine Weile drauf meinte ein anderer: „Mir kribbelt's auch so in den Beinen!“ und dabei fluchte er nicht



Auf dem Canale Grande.



Der Dogenpalast.



Unter südlicher Sonne.

schlecht. Das hatte er unter der Balkansonne gelernt. Und in Steinach haben wir uns gegenseitig angesehen und unsere Affen beim Krangel genommen und sind — ausgestiegen. Und haben mit unserem D-Zug-Billett auf einen ganz ordinären Bummelzug gewartet, nur um unterwegs, irgendwo, aussteigen zu können und wieder das deutsche Wunder zu erleben. Das geschah in Gossmannshausen. Ich bin sicher, daß kein Mensch in der übrigen Welt Gossmannshausen kennt; denn es ist noch viel kleiner

und verlassener als Steinach. Aber wir hatten deutsche Erde unter den Füßen.

Wie schön ist doch solch ein deutsches Dorf! Und wie gemächlich saß man am Abend im Wirtshaus bei den Mainbauern, die sich nicht genug über unsere Türkendolche, unsere Feze und die alte Gusla wundern konnten! Und ganz erstaunt fragten: „Wo kommt ihr denn her?“ Und als wir sagten: „Aus Venedig!“ da schüttelten sie unglaublich die Köpfe. „Woher?“ — „Aus Italien!“ — „Na, nun hört's auf mit euren Lügen!“ sagten sie da. „Erst komme Se aus Genetisch, und nun wolle Se gar aus Itale kommen!“

Jetzt aber hat uns der Frachtfahrn wieder. So etwas von dem lieben Duftgemisch von Leer, Gewürz und Hafentwasser. Zum letztenmal flattert unser Wimpel über dem Rhein. Die Fahrt ist aus! Voll Sehnsucht und Erlebnishunger waren wir die Donau hinuntergefahren — auf dem Rhein kehren wir zurück: der Kreis ist vollendet. Und wenn uns einer fragte, warum wir gerade in jene Länder ziehen, wo, wie man so landläufig sagt, am wenigsten „los ist“, so bekennen wir gerne: ein gut Stück Abenteuerlust ist schon mit dabei. Und die mag man gestrost jungen Menschen gönnen. Aber — und da muß ich mich wiederholen —: nicht zuletzt auch deshalb, um mit dem Rilkeschen Kornett zu sprechen: „Um heimzukehren!“ — Heimzukehren — und aufs neue

zu erfahren, wie schön sie doch ist: unsere deutsche Heimat!



Südllicher Hafen.

Originalzeichnung von Olaf Jordan.

Wie ein Bildwerk entsteht.

Sechs Aufnahmen aus der Werkstatt des Bildhauers H. Würth in Arosa.



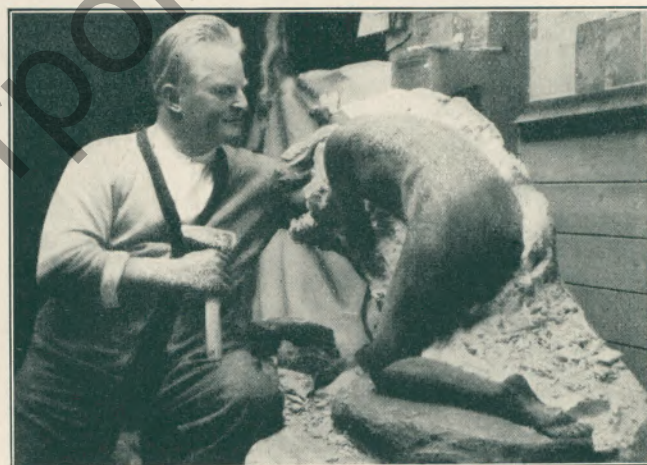
1. Das Tonmodell.



4. Das Innere der Gipsform wird gereinigt und mit Ochsen-galle isoliert. Dann werden die einzelnen Teile wieder zusammengefügt und der Kunststein (Zement mit Farbe) hineingegossen.



2. Das Tonmodell wird mit Gips beworfen, um die Fußform zu erhalten. Über den Rücken und vorn laufen „Nähte“, in die Keile geschlagen werden, um den Gips in mehrere Teile zu zerlegen. Die Eisenstangen dienen als Stütze.



5. Der Bildhauer (H. Würth) beim Herausheben des erstarrten Kunststeines aus dem Gips.



3. Der Ton wird aus der zerlegten Gipschale entfernt.



6. Das fertige Bildwerk.
(Aufnahmen: H. Schlitter, Düsseldorf.)



Das Sprichwortbild von Pieter Brueghel d. Ä. (Bauern-Brueghel) 1559.
(Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin.)

Rechtssprichwörter finden sich äußerst selten bildlich dargestellt. Nur Brueghel, der Hauptmeister der niederländischen Kunst des 16. Jahrhunderts, in mancher Beziehung sogar der größte niederländische Künstler jener Zeit, hat die Sprichwortweisheit seines Volkes zu einer großen, bilderbogenartig verstreuten Enzyklopädie vereinigt. Auf vorstehendem Bilde sind die einzelnen sprichwörtlichen Darstellungen numeriert, das dazugehörige deutsche Sprichwort findet sich unter der gleichen Ziffer weiter unten. (Vgl. auch die Kopie von Brueghel d. J. auf Seite 263.)

1. Unterm Besen getraut (ohne Kirchensegnen).
2. Fladen (Ruchen) wachsen auf dem Dach.
3. Mit einem Pfeil nach dem andern schießen.
4. Durch die Finger sehen.
5. Sie fassen einander bei der Nase.
6. Hier werden Narren barbiert.
7. Sein Hering will nicht braten.
8. Sich zwischen zwei Stühle setzen.
9. Da hängt die Schere aus (wird man überborteilt).
10. Er trägt das Licht in Körben an den Tag (überflüssige Bemühung).
11. Kerzen für den Teufel anzünden.
12. Beim Teufel zur Beichte gehen.
13. Der Fuchs ist beim Reiber zu Gast.
14. Er ist ein Pfeilerbeißer (ein heuchlerischer Kirchgänger).

15. Sie kann selbst den Teufel aus Rissen binden.
16. Es ist nicht gut, in der einen Hand Feuer und in der andern Wasser zu tragen.
17. Mit der Kasse die Schelle anbinden.
18. Mit dem Kopf gegen die Wand rennen.
19. Viel Gefahre und wenig Wolle, sagte er und schor ein Schwein.
20. Dem Mann die blaue Haube überhängen (ihn hintergehen).
21. Den Brunnen zuschütten, nachdem das Kalb ertrunken ist.
22. Wer das Fell des Schweines haben will, muß es töten können.
23. Nöten vor die Gänge schütten.
24. Zwei Hunde und ein Knochen.
25. Er bindet selbst Gott einen flächsernen Bart um.
26. Er läßt die Welt auf seinem Daumen kreisen.

27. Da steckt ein Stoch im Rad.
28. Durch den Korb fallen.
29. Aus anderer Leute Haut Riemen schneiden.
30. Den Aal beim Schwanz halten.
31. Die Rutte an den Jaun hängen.
32. Er kann nicht leiden, daß die Sonne ins Wasser scheint.
33. Sein Geld ins Wasser werfen.
34. Die großen Fische fressen die kleinen.
35. Mit Fischen fängt man Fische.
36. Auf glühenden Kohlen sitzen.
37. Hinter dem Neg fischen.
38. Vom Dachs auf den Esel kommen.
39. Den Mantel nach dem Wind hängen.
40. Zwei Fliegen auf einen Schlag.
41. Er wärmt sich an dem Brand, den er selber angezündet hat.
42. Da führt ein Blinder den andern.

Vom deutschen Recht im deutschen Sprichwort.

Von Gerichtsassessor Dr. jur. G. R. Schmelzeisen.

In früherer Zeit lebte das Volk in viel innigerem Zusammenhang mit seinem Recht. Die tiefe Kluft, die heute zwischen Volk und Recht klafft, ist zweifellos ein Schaden für beide.

Gewiß sind Kräfte am Werke, die hier auf eine gegenseitige Annäherung hindrängen. Volk und Recht sollen wieder miteinander verwachsen und zur Einheit werden. Soll aber dieser Gedanke Wirklichkeit werden, so darf man nicht vergessen, daß hier die Sprache ein wesentliches Mittel bildet. Heute bedient sich das Recht in Gesetz und Richterspruch noch vielfach einer Sprache, die einem großen Teil des Volkes völlig unverständlich ist. Wie kann aber ein Volk sein Recht verstehen und lieben, wenn ihm seine Sprache fremd bleibt?

Hier kann eine Betrachtung der Vergangenheit fruchtbar wirken. Sie zeigt, wie das Volk, jeder unwirklichen Gedankenschöpfung abhold, die einfache, sinnlich anschauliche Redeweise

liebt. Es kleidet die Rechtsregel in ein kurzes Wort, in ein knappes Gewand, oftmals in Anlehnung an plastische Bilder. Die Rechtsnorm erscheint in der Gestalt des Sprichworts.

So prägt sie sich der Erinnerung unvergänglich ein. Sie fließt leicht vom Munde und ist, ohne Schwierigkeit verständlich, schnell zur Hand, wenn es gilt, einen Rechtsfall des täglichen Lebens zur Entscheidung zu bringen. Nicht mit Unrecht hat man das Volkspruchwort als „Weisheit der Gasse“ bezeichnet. Ureigene Rechtsweisheit ist es auch, was uns im Rechtspruchwort entgegentritt. Und diese Weisheit im geflügelten Wort vererbte sich in der Reihe der Geschlechter. Noch heute kennt das Volk einen großen Teil der Rechtspruchwörter seiner Alvorderen. Noch heute kann man hie und da — selbst im Gerichtssaal — das eine oder andere aus dem Munde des einfachen Mannes hören. Noch heute richtet sich das Volk in seinem Verhalten oft genug nach der Spruchweisheit.

Doch nicht nur eigentliche Rechtsnormen bilden den Gegenstand der Rechtsprüchwörter. Häufig sind es nur allgemeine Weisheiten, die mit Recht und Gericht in näherem oder entfernterem Zusammenhang stehen. So sagte man z. B. schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts: „Das Recht hat eine wächserne Nase.“ Man dachte dabei an die Unbestimmtheit des Rechts, an seine geschmeidige, biegsame Natur. Gern nahm sich auch in späterer Zeit der Volkswitz der leider recht häufigen Bestechlichkeit der Richter an: „Wer gut schmiert, der gut fährt.“ — „Wär' eine Sache noch so krumm, man biegt mit Gold sie um und um.“ Die Mehrzahl der Rechtsprüchwörter gibt aber reine Rechtsregeln wieder, die größtenteils noch heute Gültigkeit haben.

Viele Sprichwörter befassen sich mit dem Wesen des Rechts als solchem. „Recht mot Recht bliwen“ und „Wat dem enen recht es, es dem annern billich“ zeugen von dem tiefen Ernst, den man dem Recht entgegenbrachte. Man dachte sich das Recht als über die Zeit erhaben. Es konnte nicht von heute auf morgen durch Willkür verändert werden. Das altüberkommene Recht war gutes Recht und hatte auch stärkere Kraft als neues Gesezesrecht: „Alte Gewohnheit ist stärker als Brief und Siegel.“ Freilich, aus einer einmaligen Übung konnte noch kein Gewohnheitsrecht entstehen: „Einmal ist keine Gewohnheit.“ Auch konnte sich gegen die gemeine Rechtsüberzeugung kein Gewohnheitsrecht bilden: „Was einmal Unrecht gewesen ist, bleibt Unrecht zu aller Frist“ und „Mißbrauch ist keine Gewohnheit.“ „Wo Gewalt herrscht, schweigen die Geseze“ wurde dem deutschen Volk gar oft zur traurigen Gewißheit.

Auch darüber war man sich klar, daß eine Rechtsanwendung lediglich nach dem Wortlaut der Rechtsnorm zu schreiender Ungerechtigkeit führen müsse. Schon im Altertum hatte Cicero gesagt: „Summum jus, summum injuria.“ Der deutsche Volksmund kündete ähnlich: „To vål Recht is Unrecht.“ Heute ist grundsätzlich anerkannt, daß die Rechtsanwendung nicht den strengen Wortlaut des Gesezes zugrunde legen dürfe, sondern den Sinn des Gesezes zu ermitteln und danach die Entscheidung zu treffen habe. Eine Eigenart des früheren deutschen Rechts lag darin, daß es verschiedene Rechtskreise herausbildete, die sich z. T. gegeneinander ausschlossen. Der Bauer lebte nach Landrecht, als Höriger eines grundherrschaftlichen Hofes auch nach Hofrecht, der Ritter nach Lehensrecht, der Städter nach Stadtrecht. Nur wenig Reichsrecht wölbte sich über den verschiedenen Rechtsprovinzen. Hinzu kam die Neigung des Deutschen zu kleinlicher örtlicher Zersplitterung. Selten sah er die großen Gesamtinteressen des Volkes. Ein Vaterland nannte er kaum sein eigen. Näher lag ihm die eigene Heimat. Oft genug ist dieser Zug zur Dezentralisation in der Geschichte zum Nachteil unseres Volkes ausgeschlagen. Er versagte dem Deutschen auch die große Rechtseinheit. „Man konnte“ — wie Fehr einmal gesagt hat — „auf einem galoppierenden Pferde durch ein Duzend verschiedener Rechtsgebiete in einer Stunde reiten.“ Und jedes dieser kleinen und kleinsten Rechte hatte im Falle der Kollision den Vorzug vor dem Recht eines weiteren, größeren Rechtskreises: „Willkür bricht Stadtrecht, Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht Reichsrecht.“ Das neue Deutschland erfreut sich demgegenüber einer ungemein starken Zentralisation des Rechts. Alles Recht geht nach Möglichkeit vom Reiche aus. So konnte Art. 13 der Reichsverfassung von 1919 die alte Rechtsparömie in das Gegenteil kehren: „Reichsrecht bricht Landrecht.“

Ausgangspunkt der deutschen Sozialordnung war die Familie, die selbst ihre Grundlage in der Ehe hatte. Das Wesen der Ehe kennzeichnet vielleicht am besten der Satz: „Mann und Weib sind ein Leib.“ Darin kommt die Anschauung, daß die innige Lebensgemeinschaft der Gatten das Wesen der Ehe überhaupt ausmache, zu schönem Ausdruck. Einen

ähnlichen Sinn hatte das Sprichwort: „Hast du mich genommen, so mußt du mich behalten“, mit welcher auch die lebenslängliche Dauer der Ehe hervorgehoben wird. Mit dem Wort „Der Mann muß seine Frau führen und fassen“ wurde bedeutet, daß der Mann seine Frau standesgemäß zu unterhalten habe. Zum Abschluß der Ehe forderte man im frühen Mittelalter fast allgemein das Beschreiten des Ehebettes. Darin trat der Wille der Gatten, miteinander die Ehe eingehen zu wollen, klar zutage. Nach dem Sachsen-Spiegel erlangte die Frau, auch wenn sie ihrem Manne nicht ebenbürtig war, dessen Standesrecht mit der Bettbescheidung: „Und si ist sîn genôzinne und trit in sîn recht, swenne sie in sîn bette gêt.“ Sprichwörtlich sagte man: „Ist das Bett beschritten, ist das Recht erstritten.“ Manchmal trat mit dem Beilager Gütergemeinschaft unter den Gatten ein: „Ist die Decke über dem Kopf, so sind die Eheleute gleich reich.“ Der Eheschließung ging schon früh ein Verlöbniß voraus. Es wurde als vertragliche Willenseinigung angesehen. Die einseitige „Anwerbung macht keine Verbindung“. Andererseits hieß es: „Ist der Finger beringt, so ist die Jungfrau bedingt.“ Der Verlobungsring erschien als äußeres Zeichen des Verlöbnißvertrages. Die Jungfrau, die ihn am Finger trug, galt als Braut und mußte sich auch dem Braustande gemäß verhalten.

Die Hausgewalt ruhte im wesentlichen beim Hausvater. Sie äußerte sich am deutlichsten in dem ihm gegenüber Frau und Kindern zustehenden Züchtigungsrecht. „Schlägt der Mann Frau und Kinder mit Stock und Rute, so bricht er damit keinen Frieden.“ Im Verhältnis von Mann zu Frau hat das heute keine Geltung mehr. Ob aber leichtere Mißhandlung der Frau als Ehescheidungsgrund anzusehen ist, richtet sich ganz nach der Anschauung der Kreise, denen die Gatten angehören.

Schon im altdeutschen Recht war die Familie die Grundlage des Erbgangs. Das Erbrecht bestimmte sich nach der Nähe der Verwandtschaft mit dem Erblasser. „Der Nächste am Blut, der Erste zum Gut.“ — „Wer mein Blut hat, ist mein Erbe.“ — „Je näher dem Sipp, je näher dem Erbe.“ Von diesen Regeln ist auch das moderne Erbrecht in seinen Grundzügen beherrscht.

Eine reiche Ausgestaltung erfuhr das Sprichwort im Bereiche des Verkehrsrechts. Das tägliche Leben mit all seinen Rechtsfällen und Rechtsfragen gab dem Volke genügend Anlaß zur Prägung gemeinverständlicher Rechtsparömien. „Ein Mann, ein Wort“, sagte man und sprach damit einen Grundsatz allen rechtlichen Verkehrs aus, daß nämlich Verträge gehalten werden müssen. Nirgends ist dieser Grundsatz in einem unserer modernen Geseze ausdrücklich verankert. Und dennoch hat man an seiner Gültigkeit nie einen Zweifel gehabt. Nur mit Zögern hat das Reichsgericht in der Inflationszeit mit ihren verheerenden wirtschaftlichen Folgen den Verkäufer einer Ware von der Leistungspflicht entbunden, wenn nämlich der Wert der Leistung außer allem Verhältnis zum Wert der bereits empfangenen Gegenleistung stand und der Verkäufer, falls er noch hätte leisten müssen, seinem wirtschaftlichen Ruin entgegengegangen wäre. In Zeiten ruhiger, ausgeglichener Wirtschaftsverhältnisse kann aber dergleichen nicht mehr in Frage kommen. Es gilt wieder wie früher: „En wart maut en wart sîn.“ Immer kommt aber die strenge Bindung an das gegebene Wort nur dann in Frage, wenn es sich wirklich um eine ernsthaft gemeinte Willenserklärung handelt. „Ehrenworte binden nicht.“ Höflichkeitsreden und Scherzworte haben für das Recht keine Bedeutung. Auch das Besichtigen der Kaufware verpflichtet den Kauflustigen noch keineswegs. „Das Besichtigen hat man umsonst.“ Für den Warenhausbetrieb geht das moderne Recht noch weiter. Einigt sich auch der Warenhausbesucher mit der Verkäuferin, daß er die Ware kaufen wolle, so ist damit noch kein Vertrag



Mit freundlicher Genehmigung der Galerie Bammann, Düsseldorf.

Das Sprichwortbild von Pieter Brueghel d. Ä. (um 1600).

Von dem auf Seite 261 wiedergegebenen ursprünglichen Sprichwortbild Pieter Brueghels d. Ä. existieren mehrere Fassungen aus der Hand des Sohnes Pieter Brueghel d. J., von denen die vorstehende um die Jahrhundertwende entstanden sein dürfte. Sie ist am oberen und rechten Rand um 10 cm breiter als das Berliner Bild, was die Vermutung nahelegt, daß jenes zu der Zeit, als der Sohn es kopierte, so groß war, wie das vorstehende jetzt noch ist, und erst im Laufe der Jahrhunderte eine Verkleinerung erfahren hat. Im übrigen stimmen beide Stücke genau überein, sowohl in der Anzahl der Figuren wie der Farbgebung. Die Landschaft rechts oben fehlt zum Teil auf dem Berliner Bild und trägt schon deutliche Merkmale des neuen (17.) Jahrhunderts. Die größere Wiedergabe des Bildes läßt die auf Seite 261 mit Nummern bezeichneten Sprichwörter klar erkennen.

zustande gekommen. Dies ist vielmehr erst dann der Fall, wenn der Käufer die Ware an der Kasse bezahlt. Dadurch wird es dem Kauflustigen erleichtert, ohne psychischen Zwang vom Kaufe abzustehen. Er kann trotz gegenteiligen Verhaltens vor der Verkäuferin das Haus verlassen, ohne die schon zur Kasse gebrachten Waren bezahlen und mitnehmen zu müssen.

Ein heute noch oft gehörtes Sprichwort lautet in plattdeutscher Fassung: „Jeder Kapman lowet sine ware.“ Das Anpreisen der Ware verpflichtet den Verkäufer noch nicht auf die angepriesenen Eigenschaften. Sichert er aber im Kaufvertrag derartige Eigenschaften zu, so haftet er für ihr Vorhandensein. Ein bekanntes Wort aus dem Kaufrecht ist auch dieses: „Wer die Augen nicht auf tut, muß den Beutel auf tun.“ Ist der Käufer beim Kauf unachtsam und erkennt er offenbare Mängel der Kaufsache nicht, so bleibt er an den Kaufpreis gebunden, ohne den Verkäufer wegen der Mängel in Anspruch nehmen zu können. Dies gilt auch heute noch. In § 460 BGB. ist bestimmt: „Ist dem Käufer ein Mangel . . . in Folge grober Fahrlässigkeit unbekannt geblieben, so haftet der Verkäufer, sofern er nicht die Abwesenheit des Fehlers zugesichert hat, nur, wenn er den Fehler arglistig verschwiegen hat.“ Ist also der Mangel weder arglistig verschwiegen, noch sein Nichtvorhandensein vom Verkäufer zugesichert, so muß der Käufer die Ware, die er sich nicht genau ansehen, behalten und den Beutel zur Zahlung des Kaufpreises auf tun.

Aus dem Gebiet des Strafrechts ist das auf die reine Wiedervergeltung abzielende Sprichwort „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“ möglicherweise aus dem mosaischen Gesetz in unser Recht eingedrungen. Es hat aber in der Geschichte des deutschen Strafrechts wohl nie absolute Geltung gehabt. Jedenfalls kannte schon das Strafrecht der Germanen die Möglichkeit des Straferlasses und der Strafminderung im Wege der Gnade. Das Sprichwort lautete: „Gnade geht vor Recht.“ Es war ein Vorzug der höchsten Regierungsgewalt, an Stelle des vom Gericht verhängten Strafurteils Gnade walten zu lassen. Unsere Reichsverfassung spricht das Begnadigungsrecht dem Reichspräsidenten zu. — Die Zulässigkeit und Straffreiheit einer Notwehrhandlung anerkennt der Spruch: „Not kennt kein Gebot.“ Strafbar war ehemals wie heute nur ein irgendwie nach außen in Erscheinung tretendes Verhalten, mag es nun in einem Tun oder Unterlassen bestanden haben. „Fürs Denken kann man keinen henken“ und „Gedanken sind zollfrei“ sind Grundsätze, die auch unser Strafrecht beherrschen.

Der rechtlichen Ordnung des Zivilprozesses entstammt das Wort: „Eines Mannes Rede ist keine Rede, man soll sie billig hören beede.“ Ein gerechtes Gericht mußte, wie dies auch heute geschieht, beide Streitparteien zu Wort kommen lassen und anhören. So bildete der genannte Spruch die Grundlage des Gerichtsverfahrens. Deshalb wurde er auch gelegentlich als Schmuckinschrift in Rats- und Gerichtsstuben angebracht, so z. B. im großen Rathhauseaal zu Nürnberg. — Sehr formal war im älteren Prozeß das Beweisrecht. „Durch zweier Zeugen Mund wird allerwärts die Wahrheit kund“ war ein weitverbreiteter Rechtsatz. Demgegenüber hat nach § 286 ZPO. das Gericht unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Parteiverhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Überzeugung zu entscheiden, ob eine tatsächliche Behauptung für wahr oder nicht wahr zu erachten sei. Danach ist der Richter auch nicht verbunden, der Mehrheit der Zeugen Glauben zu schenken. Es ist durchaus denkbar, daß er sich der seiner Überzeugung nach richtigsten Aussage eines einzelnen Zeugen anschließt, mögen auch eine ganze Reihe Aussagen anderer Zeugen ihr entgegenstehen. Nur an den von einer Partei geschworenen Eid ist das Gericht unter Ausschluß

freier Beweiswürdigung gebunden. Doch wird der Parteieid immer nur als letztes Mittel bei der Findung des Tatbestandes angesehen. —

In das Gebiet des Beweisrechts fällt auch ein Sprichwort strafprozessualen Charakters: „Wer flieht, gibt sich schuldig.“ Man sagte auch: „Glücklich Mann, schuldig Mann.“ Jedenfalls darf man aus der Flucht einen Tatverdacht herleiten. Die Überzeugung der Täterschaft wird aber wohl kaum ein Richter aus der Flucht allein gewinnen können. Ein Indiz der Täterschaft kann auch der Umgang mit Verbrechern sein: „Gleich sucht sich, gleich findet sich.“ — „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Dasselbe gilt von früherer Straffälligkeit: „Die Kasse läßt das Mäusen nicht.“ — Wie nach modernem deutschem Strafprozeßrecht (§ 7 StPD.), wurde auch ehemals ein Gerichtsstand für den Angeklagten an dem Gericht angenommen, in dessen Sprengel er seine Tat begangen hatte: „Die Tat wird gerichtet, wo sie geschieht“ und, etwas derber, „Wo sich der Esel wälzt, da muß er Haare lassen.“

Noch eines scheint einer kurzen Erwähnung wert: die psychische Einstellung des Volkes zum Rechtspruchwort. Gelegentlich kann man noch in der Gegenwart die Beobachtung machen, wie sich der Volksmund Dinge und Worte, die ihm von Hause aus weniger geläufig sind, in seiner Weise anpaßt. In der Vergangenheit kamen dergleichen Fälle auch vor, wenn sie auch im Hinblick auf die stärkere volkliche Durchdringung der Kultur naturgemäß seltener waren. So lautete ein mittelalterliches Rechtspruchwort: „Auf Allzuviel und Zwerge stirbt weder Lehen noch Erbe.“ Der in seinem Rhythmus recht schöne Reim ist auf den ersten Blick kaum verständlich. Er geht zurück auf eine Stelle des Sachsenspiegels: „Uffe altvile unde uffe twerge erstirbt weder lēn noch erbe, noch uffe kropelkint.“ Der erste Satz hat den gleichen Reim wie das Sprichwort. Zum Verständnis der Stelle sei bemerkt, daß schon nach ältestem deutschem Recht nur ein solcher Mensch einen Toten beerben konnte, der im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte war. Dies galt auch späterhin bei der Nachfolge in Lebensgüter. Negativ gibt der Sachsenspiegel den Rechtsgedanken wieder, indem er sagt, daß Zwerge, Krüppelkinder und Altvile weder Allod noch Lehen erben könnten. Was man unter „altvile“ zu verstehen hat, ist zweifelhaft. Man hat an einen Zwitter gedacht oder auch an einen Geisteskranken; möglicherweise bezeichnet das Wort indes einen Wasserkopf. Es ist nun interessant, wie der Volksmund das Wort als solches nicht aufgegriffen, sondern es durch „Allzuviel“ ersetzt hat, was dann dem Sinne nach einem Zwitter wie einem Wasserkopf sehr nahe kommt. Beachtlich ist weiter, wie das Volk ein Rechtspruchwort der veränderten Rechtsanschauung anzupassen vermag. Hinsichtlich der Miete vertrat nämlich das deutsche Recht von je den Standpunkt, daß der Mieter ein stärkeres Recht an der Mietsache habe als derjenige, welcher während der Mietdauer die Sache zu eigen erwarb. Deshalb hieß es: „Kauf bricht nicht Miete.“ Im späteren Mittelalter setzte sich teilweise die entgegengesetzte Rechtsanschauung durch. Jetzt sagte man: „Kauf bricht Miete.“ Das BGB. folgt dagegen im § 571 wieder dem älteren Standpunkt. —

Diese wenigen Beispiele mögen genügen. Sie sind nur ein bescheidenes Stück aus dem reichen Schatz der deutschen Rechtspruchwörter. In ihrer knappen Anschaulichkeit, die jedem den Sinn der Rechtsnorm unwiderstehlich aufdrängt, stehen sie unerreicht da. Der abstrakter gehaltene Text neuerzeitlicher Gesetze kann an Schönheit und Plastik nicht mit ihnen verglichen werden. Dafür hat er freilich den Vorzug, der Vielfältigkeit des Rechtslebens, das jeden Augenblick neue Probleme auftauchen läßt, eher gerecht zu werden. Doch eine lebensvolle, reine und klare Sprache vermöchte nicht nur sein äußeres Gewand, viel mehr noch seinen Inhalt zu veredeln.



Stadt am Meer.

Radierung von Prof. Oskar Graf.

Barbaria-Verlag, München-Gauting.

Kramer & Friemann.

Eine Lehrzeit.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

(5. Fortsetzung.)

Der Reisende.

Im Anfang einer Lehrzeit sind die Ohren gläsern hell. Auch unverständene Laute fängt die heiße Muschel auf und verwahrt sie unterirdisch. Da leben und wachsen sie und weben Netze, ohne daß man's weiß. Erst nach Jahren klopfen sie an die Bewußtseinsoberfläche, frisch und kugelförmig. Man möchte sie für Neugeborene halten, so unbefangen ist ihr Tritt. Aber da ist ein Schein, ein Wissender, in ihren Augen. Der kann Jahre alt sein. Frag sie immerhin nach Nam' und Art: „Mit wem habe ich die Ehre?“ — „Schüchtermann, Sie wissen doch noch?“ — Du weißt von nichts. Aber du bist wohlgezogen. Also sagst du: „Schüchtermann? Freilich, freilich — na, das freut mich sehr, Herr Schüchtermann.“ Ist er boshaft, dein Besuch, so kann's passieren, daß er lächelt: „Freuen? hem, ich war einmal Ihr Feind, Sie wissen doch?“ — Wieder weißt du nichts, und wieder sagst du: „Feind? Natürlich — ach, es waren schöne Zeiten, wollte sagen, kampffröhliche Zeiten, nicht wahr?“ — „Kampf? Ei, Sie wußten damals gar nicht, daß ich Ihnen feindlich —“ — „Freilich, hem, wie man das nur hat vergessen können —

merkwürdig, nicht wahr?“ — „Ja, um so merkwürdiger, als ich Sie nur auf die Probe stellte: wir haben uns nie gekannt, mein Herr.“ — „Hab' ich's doch gewußt — Schüchtermann? — nein, nie gehört, völlig unbekannt.“ — „Na, na, nie gehört, besinnen Sie sich besser ...“

Da gibst du's auf. Ehrlich gibst du dich gefangen. Stille geduldig, ohne alle Vorstellungsfarereien, läßt du's in dir widerklingen, wie bei einer alten Glocke, deren Klöppel später Herbstwind an die Ränder des Bewußtseins schlägt: „Schüch-ter-mann, Schüch-ter-mann ...“ Und dazwischen ist ein junges Piepsen, das aus meiner Lehrzeit stammen könnte, wenn es nicht von jungen Vögeln ist, deren Nest am alten Glockenrande klebt ...

„Nein, dieser Schüchtermann, ds, ds, ds“, kam's so oft vom Pult Herrn Zundermanns, der die Briefe mit unseren auswärtigen Reisenden zu wechseln hatte. Dann wieder kam's vom Pulte, wo die Preise durchgesehen wurden: „Der tut sich leicht, der Schüchtermann: bewilligt seinen Kunden Preise für einen Sack, als wenn sie hundert abgenommen hätten ...“ Und vom Pult des alten Endres, wo man die

Kredite prüfte, brummt es: „Nein, dieser Schüchtermann, schreibt weiter nichts als ‚Ist gut‘ — aufs leere Auskunftsförmular des neuen Kunden. ‚Ist gut‘ — als ob das eine Auskunft wäre! ‚Ist gut‘ — zum Donner, nein, ist nicht gut! Ich glaube gar, der Schüchtermann treibt Schindluder mit uns. Na, dem wollen wir ein Licht aufstecken, wenn er heimkommt, wie?“

Die letzte Frage galt den andern Pulten, wo ein Echo aufsprang: „Ja ja, soll nur kommen ... Hühnchen pflücken ... Bartel Most geholt hat ... tut, als sei er ganz allein die Firma ... mal Traktur mit diesem Menschen sprechen ...“

Aus diesen Reden wob sich mir ein Bild: Unverschämter Dger, dieser Schüchtermann, auf den ein wohlverdientes Schicksal unabwendbar zumarschierte.

Dann ging's ins Allgemeine: „Überhaupt, die Reisenden ... veraltete Einrichtung ... geht auch ohne sie ... Kunden sollen mit Postkarten bestellen ... unheimlich, was sich damit sparen läßt ... sagen wir mal hunderttausend Reisende brauchen täglich, Spesen eingeschlossen, zwanzig Märker, macht zwei Millionen täglich ... was sagen Sie: produktiv, 'n Reisender? ... hm ja, in schlechten Wägen ... wie, volkswirtschaftlich unentbehrlich? Schmieröl der wirtschaftlichen Maschinerie? ... na, hör'n Sie mal, 'n Schmieröl, das uns jährlich eine halbe Milliarde Kosten aufbuttert ... ja ja, vom Ranzigwerden nicht zu reden ... wenn die Kosten dann noch alles wären ... aber denkt mal an den Ärger und Verdruß, den diese Sorte Menschen ... ja, grün hat man sich über diesen Schüchtermann schon ärgern müssen, der sich gegen das Kontor so aufspielt, als schaffe er allein die Werte, während wir ein überflüssig Pack ... schade, daß er erst zu Weihnacht von der Tour kommt ... na, um so gründlicher soll das Aufwaschen sein ... hem, am besten wär's, wir wählten einen, der es im Namen aller besorgte, daß ...“

Herr Endres lehnte ab. Er sei zu alt. Der die Preise prüfte, schaute unbeteiligt durch das Fenster. Noch einer oder zweie fingen heftig an, Bücher zu wälzen. Jemand sagte: „Zundermann!“

„Bravo“, schrien alle, „bravo, Zundermann! Der schreibt ihnen ja ohnehin täglich — kennt am besten ihre Schwächen — ja, der Zundermann, das ist ein ganzer Kerl ...“

Zundermann verneigte sich mehrere Male abgehackt und telegraphisch, ein Morsefiedler: „Ehre — werde nicht verfehlen — Liste sämtlicher Beschwerden machen — verflucht nochmal — ganz auf mich verlassen — Spezialität, solche Menschen klein zu machen ...“

Eine Woche vor Weihnacht erinnerten sie ihn ans Kleinmachen: „Herr Zundermann, ist's richtig, daß der Schüchtermann schon übermorgen von der Tour —?“

„Schüchtermann, immer Schüchtermann, laßt mich zufrieden mit diesem Menschen!“

„Aber Sie wollten ihn doch — doch klein machen!“

„Nach ich auch, mach ich auch, nur Ruhe, alles zu seiner Zeit!“

Sie nickten. Einen Tag lang nickten sie. „Herr Zundermann, nicht wahr, morgen kommt der Schüchtermann von seiner —?“

„Tour zurück, jawohl, eben mach ich seine Abrechnung.“

„Aha, aha, gehörig gepfeffert, was?“

„Ja, kriegt eine Riesenprovision. Wie er's nur anfängt, wieder ein Drittel Mehrumsatz —“

„Ach“, sagten sie enttäuscht, „wir meinen die moralische Abrechnung, Herr Zundermann.“

„Die moralische? Ach so — selbstverständlich — werde nicht ermangeln, ihm unsere Beschwerden vorzutragen —“

„Klein machen“, sagten Sie damals, Herr Zundermann —“

„Natürlich, auch klein machen —“

„Ganz klein, Herr Zundermann?“

„So klein es irgend geht — hem, ich sollte meinen, daß ich das verstehe —“

„Bravo, Zundermann — ja ja, der Zundermann, das ist halt einer — unser Zundermann ...“

Am andern Tag sah ich den Buchhalter Vater einem roten Strich im Wandkalender zunicke: „Also heute ist Schüchtermannstag.“

„Sind Sie auch so böse auf diesen Kerl wie die andern?“ fragte meine Lehrlingsneugier.

„Kerl? hem, der Ton ist falsch, mein Lieber — Kerl mußt du sagen — ein ganzer Kerl ist er ...“ Dann erzählte er vom ältesten Reisenden der Firma. Er habe die schwierigste Tour. Die Kundschaft auf dem flachen Lande, wo es keine Eisenbahnen gäbe. Das ganze liebe Jahr sei er unterwegs mit seinem Kutschchen. Auch andere Reisende hätten Kutsch' und Kutscher. Der Schüchtermann aber habe einen ganz besonderen Kutscher. Sich selber nämlich. Er hätte drauf bestanden. Auf Kutscher sei doch kein Verlaß, behaupte er. Auf ihn selbst als Kutscher also auch nicht, habe er schon lachend eingestanden. Aber dann brauche er sich nur über sich selbst zu ärgern. Und es sei am gesündesten, wenn der Ärger hübsch innerhalb der Familie bleibe. Und überhaupt, der Schüchtermann, der sei schon recht. Kein so moderner Springinsfeld mit Bügelhosen, sondern einer von der alten Schule. Kein Schwadronneur. Die Firma hätte keinen besseren je gehabt.

„Aber“, sagte ich, „die anderen Herren im Kontor —“

„— haben ihre scharfen Sprüchlein nicht zum erstenmal gegen ihn gebetet, solange er — draußen war.“

„Und wenn er heimkam?“

„Bist, da steht er in der Türe!“

Breitbeaglich füllte die Gestalt den Rahmen. Breitbeaglich ging der Mund des alten Reiseonkels auf: „Guten Morgen, Kinder — da habt ihr mich mal wieder!“ Sie drängten sich um ihn. Sie schüttelten ihm die Hand. Aber der die Preise nachsah und der alte Endres blieben sitzen, tief die Köpfe in den Büchern. Sofort schob sich Schüchtermann zu ihnen hin. Ein frischer Landhauch wehte von ihm her. Nach links, nach rechts legte er je eine Bärenprage auf die Schulter derer, die so taten: „Seid mir doch nicht böse? Wenn Ihr aber einen Bodensatz habt, frisch herausgehustet, der alte Schüchtermann kann's noch vertragen.“

Sie versuchten ernst zu lächeln. „Wischwaschi“, wehrte er, „entweder — oder, Freund oder Feind, Hand oder Faust, was ist die Lösung?“

Da gaben sie ihm auch die Hand, im Hinterkopf den Vorbehalt: Der Zundermann hat's übernommen, der Zundermann wird's ihm schon besor — ja, wo war er denn, der Zundermann?

Onkel Schüchtermann hatte gutwillig die Brauen gerunzelt:

„Wo ist mein Schriebischreibi?“

„In der Kassa läuft er 'rum“, sagte jemand.

„Soll mal kommen, wenn sein Vater da ist ... aha, Sie bringen ihn — na, Zundermann, grüß Gott — nein, nicht die Fingerspitzen, bitte, — wenn man ein Jahr lang fort war, hat man auf die ganze Hand ein Recht und auf ein offenes Gesicht, hat ein verkniffnes — so wie Sie jetzt dreinschaun, sieht bei Regenwetter auch mein Gaul aus — steht übrigens unten im Hof — hat sich ein Jahr lang tüchtig abgerackert — hätte sich 'n Willkommndatsch aufs Hinterteil verdient, Ihr Herren Lehrlinge ...“

Wir Lehrlinge stürmten in den Hof. Wir datschten ihm das Hinterteil, das Vorderteil, die Mitte und den Hals. Als ich zurückkam, standen sie noch beisammen: „... und dann, Herr Zundermann, es hat mir jemand eingeblasen, daß Sie mir etwas Besonderes zu sagen hätten —“



Fischerfrauen an der bretonischen Küste.

Radierung von Walter Zeising.

Uha, zum Höhepunkt des Dramas war ich grad noch rechtgekommen. Das Kontor hielt den Atem an, so schlen es mir. Nur der Buchhalter Vater nicht. Der schnaubte vergnügt durch die Nase und lächelte so eigen, wie Souffleure lächeln, wenn sie flüsternd ihre Helden leiten. „Kopf hoch, Brust heraus, blühende Augen, in Klammern“, flüsterte Vater aus dem Lektbuch zum Zundermannspult hinüber.

Dem Zundermann fiel der Kopf auf die Brust, die Brust sank ein, die Augen wurden unsichtbar.

„Nun, was Besonders also?“ wiederholte Schüchtermann mit einer merkwürdigen Mischung von Unerbittlichkeit und Gutmütigkeit.

Zundermann machte eine Miene schwierigen Erinnerns: „Was Besonderes? Ich wußte nicht —“

„Sie müssen wissen.“

„Hm ja, hm ja, jetzt fällt's mir ein: Meine Aufzeichnungen Ihrer Aufträge geben dieses Jahr einen besonders hohen Umsatz, was mich freut ...“

Das war der Schüchtermann meines ersten Lehrjahres. Der meines letzten Lehrjahres wurde stumm. „Nervöse Erkrankung des Kehlkopfs“, sagte der Vertrauensarzt unserer Firma, „kein Wunder bei einem Reisenden, der seit Jahren reden muß und reden —“

„Sie irren“, sagte unser Prinzipal, „er war nie ein Schwäger.“

„Dann wird die Erkältung schuld sein. Bei jedem Wetter unterwegs und jede Nacht ein anderes Bett — ich weiß mir schönere Lose.“

„Sie irren sich wieder“, sagte unser Prinzipal, „ich habe selbst gereist in jungen Jahren. Reisen ist gesünder als

Kontorluft. Und was Lose anbelangt — er war glücklich im Berufe, ist es noch — zu mehr kann's keiner bringen, auch Sie nicht, nichts für ungut, Herr Doktor.“

„Dann“, sagte ärgerlich der Arzt, „geben Sie ihm ein Vierteljahr lang Urlaub.“

„Sie irren sich abermals, er sagte mir, nur keinen Urlaub, Urlaub wäre sein Tod.“

„Dann“, brauste der Doktor auf, „dann verordnen Sie ihm selber etwas — guten Morgen.“

Unser Prinzipal lachte und verordnete dem alten Schüchtermann — mich. Seine Stimme versagte nämlich streckenweise. Zwischenhinein löste sich der Krampf im Kehlkopf, daß er wieder sprechen konnte. Ich sollte ihn auf seiner Tour begleiten. In den guten Stunden würde er mir sagen, was ich in den schlechten Stunden zu den Kunden sprechen mußte.

So wurde ich im dritten Jahr Unterreisender. Im Kontor machten sie mich graulen: „Junge, Junge, du gehst einen schweren Gang ... noch so jung und schon verdorben auf der Reise ... einen Sechsläufigen würde ich auf alle Fälle bei mir fragen ...“ Auch Zundermann schaute altflug übers Pult: „Und lassen Sie sich nicht von diesem Schüchtermann anstecken.“

„Dummes Zeug“, sagte Buchhalter Vater unwillig, „ein besserer Reisender wie der kann er gar nicht werden.“

Ohne daß sie's wußten, stand Schüchtermann hinter ihnen, die Hand am Kehlkopf. Er sprach kein Wort. Nur schauen tat er. Oh, wie er hat schauen können! Die beiden Blicke, die er auf Vater warf und Zundermann, mit diesen beiden Blicken, am Anfang und am Ende einer Seelenleiter mußte

man, so hat mich oft bedünkt, die ganze Welt regieren können. Wortlos.

Und noch ein dritter Blick, der war für mich: „Komm, mein Junge“, sagte dieser Blick, „wir gehören jetzt zusammen, drunten steht der Gaul und scharrt . . .“

Eine Zeit begann, die werd' ich nie vergessen können. Von Häusern, Straßen, Schulen, Büchern, Pulken war mein Leben dicht umstellt gewesen. Kamen Gaul und Wagen, schwang ein alter Weiser seine Peitsche: „Hü! an die frische Luft, hü!“ Äcker, Felder, Bäume fingen an zu reden: „Endlich da? bist lange ausgeblieben.“ Dörfer, Städtchen reichten sich seitwärts an Schnüren, standen still und nickten freundlich: „Na, wie behagt der Tausch, verehrter Grünling?“ Bauern, Landkundschaften fluteten vorbei am Wagen: schlag und warfen einen Blick auf mein grünliches Kontor: gesicht und bekamen alle ein und denselben Vorfaß. Mittags oder abends, wenn wir dann im Blauen Eber oder Goldenen Ochsen rasteten, wurden Päckchen abgegeben: „Für den Reisendenbub'n und er soll sich's schmecken lassen.“ Schmalznudeln um Schmalznudeln wickelte ich aus. Nicht eine hat mir Schüchtermann abgenommen. Alle mußte ich allein verzehren. Und sie halfen. Halfen gegen alles. Wenn ich Kopfweh hatte — „Heraus mit der Schmalznudel — hinein mit der Schmalznudel!“ bedeutete mir Schüchtermann. Wenn ich Zahnweh hatte: „Eine Schmalznudel in den hohlen Zahn, mein Lieber!“ Wenn mir die Füße froren: „Mensch, warum haben Sie nicht rechtzeitig eine Schmalznudel gegessen?“ Wenn der Weltschmerz auf der Kutsche saß und uns die Absätze seiner Bammelfüße gegen 's Hirndach schlug — „Menschenskind, haben Sie vergessen, daß hinter Ihnen noch ein Paket Schmalznudeln liegt?“

Das waren gute Tage für den Leib. Für die Seele waren sie nicht schlechter. Da war das Pferd. Zum erstenmal sah ich einem Tier ins Herz. Wer eines Tieres Seele leugnet, hatte noch für kein Tier zu sorgen. Ich spannte aus, ich spannte ein, ich schüttete den Hafer in den Trog. Oft sah mich der Gaul an, lang und dunkel. Seitdem muß ich Tieren gut sein.

Daß es nicht das Wort ist, das entscheidet, sah ich besser noch an Onkel Schüchtermann. Ganze Tage saß er stumm in der Kalesche. Aber Kraft ging aus von ihm. Er lehrte mich, sich auf die stumme Zwiesprache einzustellen, stundenlang. Man verlernt's nicht wieder. Und wenn sein Kehlkopf wieder gut war, kam kein Katarakt von aufgestauter Rede. Spärlich, fast kümmerlich rundeten sich seine Sätze. Jeder war in Güte eingebettet und Humor. Mit einem Satz war ein Mensch gezeichnet und ein Tier. Einmal fragte ich, wie ich das Pferd kutschieren sollte. Da konnte er leise wiehern und mich ansehen, wie das Pferd getan hat:

„Auf den Berg 'auf treib mich net,
Den Berg hinab verlaß mich net,
Auf dem Ebnen schon' mich net,
Im Stall vergiß mich net.“

Oder er zeichnete einen unbewegten Kunden, dem ein Auftrag nur mit Mühe abzapressen war: „Berghofer oder die Hölzerne Gnad.“ Oder den bissigen Weinmaier von Hinterpettenbach, dem der Schnabel unaufhörlich ging: „Schaumwein mit Essigsäure.“ Oder den schwierigen Lederer von Zeigenhofen: „Der Gradextra, der mußte wie die Sau behandelt werden, die zum Schlachthaus soll“, sagte er, „nämlich z'hinterstvorderst.“ Er hat's mir vorgemacht, da sein Kehlkopf grad gut aufgelegt war. Es war damals vom Geschäft die Lösung ausgegeben: Landkundschaft für echten Tee gewinnen.

„Lederer, ich hätt' ein neues G'söff.“ Der Lederer wollte sofort abwinken. Aber er kam nicht dazu. „Lederer, die andern ham's mir alle b'stellt, für dich ist's aber, glaub' ich, nichts.“

Sofort warf der Lederer das Steuer nach der andern Seite: „Jetzt grad extra zeigst mir dein G'söff.“

Scheinbar widerwillig kochte Schüchtermann den Probetee, sich eine Tasse, dem Lederer eine Tasse. „Lederer, erst sollst du's probieren.“ — „Jetzt grad extra du.“

Also probierte Schüchtermann, verzog das Gesicht und sagte: „Das wenn dir schmeckt, Lederer, heiß ich Hans, pfui Teufel!“ Probierte der Lederer: „Schmeckt gar net schlecht, schmeckt ausgezeichnet, dein Büchel nimm, schreib auf: Fünf Pfund für'n Lederer.“

„Lederer, wären für den Anfang nicht auch drei genügend?“

„Dein Bleistift nimmst, hab' ich g'sagt, jetzt schreibst von dem G'söff grad extra zehn Pfund auf!“

Dann gab's einen andern, den Schwimpfinger von Filzmoos, der hatte die Bestellkrankheit. Ein gewissenloser Reisender könnte den in Grund und Boden legen, daß er erstickte in bestellten Waren, erklärte mir Schüchtermann.

„Schwimpfinger, wieviel Kaffee brauchst du?“

Schwimpfinger warf in sein bescheidenes Lädchen einen Blick, als wenn der Doge von Venedig seine Speicher prüft: „Fünf Zentner könnt' ich brauchen!“

„Oder zehn, Herr Schwimpfinger?“

„Hm, auch zehn.“

„Oder auch zwanzig, dreißig, fünfzig — na, machen wir es kurz, Herr Schwimpfinger: Wir schicken hundert Zentner, — Pfund wollt' ich sagen, also hundert Pfund, nicht wahr?“

„Ja ja, hundert Pfund natürlich“, sagte Schwimpfinger erleichtert.

So war viel zu lernen aus des Reiseonkels Reden. Mehr aus seiner Stummheit. Mitten im Besuch bei Kunden streifte oft sein Kehlkopf. Wie wenn ein Schwert fällt, Gut und Böse sonder Wahl durchschneidend. Erst Erschrecken, bis man anfing, seiner Güte Mienenspiel auch ohne Worte zu verstehen. Freundlich sah er in mein Auge. Plötzlich wußte ich, was ich zu sagen hatte. Stumm empfing ich seine Winke: „Musterkasten öffnen — das anbieten — jenes nicht — behutsam da — dort eine Lippe mal riskiert — nachgeben mit den Preisen — halt, genug — fest sein, hörst du — nicht aufschneiden, bitte — nach den Kindern fragen — nichts von Familienangelegenheiten — Religion sachte — bscht, hier regiert die Frau — um Gottes willen jetzt nicht schimpfen auf die Konkurrenz — eins, zwei, drei, heidi — behaglich plaudern — zum Abendstopp einladen . . . Stumm empfing ich, redend gab's mein Sprachrohr weiter. Immer fühlte ich am Zucken eines unsichtbaren Drahtes: Das hast recht gemacht, das nur mäßig, dies saudumm.

Am schönsten aber war es, wenn wir im Hinterstübchen eines alten Kunden saßen, das Geschäftliche erledigt war und die große Pause kam. „Bscht, junge Schnauze halten!“ telegraphierte es von ihm zu mir. Das war nicht immer leicht für meine grüne Weisheit. Dann kam die Frau herein, die Kinder schmiegen sich an Onkel Schüchtermann. Seine schwere Hand kraute zart auf ihren leichten Scheiteln. Ihre Schulhefte zeigten sie ihm. Mit den Augen, mit Nicken und Schütteln lobte er und machte aufmerksam auf Fehler. Mit Fingerschnalzen, Klopfen auf die Knie machte er die besten Scherze. Und wenn die Onkelhand minutenlang auf jungen Schulern ruhte, war das nicht besser und nicht schlechter als eine erzählte Geschichte. Still und rundum im Zimmer gingen seine Augen und zwangen uns zu Gleichem. Jetzt erst sah man, was im Zimmer hing und stand und darauf wartete, zu reden. Lauter Dinge, die an unserer Rede sonst erstickten.

Dann kam ein ruhevoller Abschied. Unter der Tür fiel der Mutter ein, daß sie in dem und dem um Rat zu fragen hatte. Voll Ausdruck sah er ihr beim Reden ins Gesicht. Und wenn's die Mutter grad so machte, wußte sie schon lange, eh' sie ausgesprochen hatte, was ihr Onkel Schüchtermann geraten hätte.



Erntezeit.

Kohlezeichnung von Wilhelm Niedermeyer.

Nein, ein moderner Reisender war er nicht. Geschniegelt war er nicht, und durch keine Bügelhose erhöhte er bei der Kundschaft unserer Firma Glanz. Für Zundermanns fortschrittliche Ratschläge war er nie zu haben. „Gott, man hat doch Ladenhüter, die man los sein will“, hat ihm Zundermann wie oft bedeutet. Aber er war nie dazu zu bringen, seinen Kunden etwas „aufzuhängen“. „Ein aufgeschwägter schlechter Sack Reis“, vertraute er mir an, „verderbe mehr als zwanzig solcher Säcke, die man in die Isar schütte.“ Nie hat ihn Zundermann dazu gebracht, an jeder Postanstalt, wo das Wägelchen vorbeikutscherte, eine Kontrollkarte an die Firma einzustecken, die durch den Stempel- und Zeit und Ort ergab für die Statistik. Niemals hat er aufgehört, von seiner Kundschaft zu sprechen, sooft man ihm auch sagte, daß es unsere Kundschaft heiße. Nein, er war nicht modern, der Schüchtermann. Er hat nie begreifen können, daß ein Reisender sich nur auf den Geschäftsgewinn und auf nichts anderes einzustellen habe. Die moderne Stoßkraft der Reklame war ihm stets ein Greuel. Er kannte keine andere Umsatzförderung denn Biederkeit und Treue. Andere Reklame als diese, pflegte er zu sagen, stinke. Das alles also war er nicht. Aber ein Vater seiner Kunden, ja, das war er. Ströme des Segens gingen von ihm aus.

Und gestorben ist er an — je nun, an der Reklame, welche stank.

Ich weiß es noch wie heute, als er mir den Zundermannschen Brief gab. Wir hatten eben unsere Kutsche eingestellt im „Schwarzen Lamm“ und unser Roß versorgt. Der Hausknecht mit der grünen Schürze kam herbeigehinkt: „Herr Schüchtermann, ein Brief, ein dicker Brief!“

Breit und schmalzig setzte Zundermann darin auseinander, alle andern Reisenden machten jetzt Reklame. Der mit Plakaten, jener mit Broschüren, wieder einer mit versilberten Köchinnenbroschen in jedem fünfzigsten Paket Feigenkaffee. Nur einer sei bis jetzt reklamelos. Das wirke nachgerade als ein Flecken im Geschäft. Die Geschäftsleitung sei auf seinen Vorschlag übereingekommen, auch ihn, den Schüchtermann, in den Reklamefeldzug einzufügen. Für seine Landkundschaft sei eins der neu aufgetretenen Automobile die zündendste Reklame. Besonders wenn vorne und hinten leuchtende Plakate aufgeklebt seien. Ein solches Automobil habe die Firma angekauft und einen sachkundigen Lenker auch gemietet. Pferd und Kutsche seien einstweilen im „Schwarzen Lamm“ von Gössenweiher einzustellen. Auto und Lenker träfen am Freitag am gleichen Orte ein.

So jung ich war, die Wirkung dieses Briefes war mir klar. Schüchtermann hob die Hand zur Stirne „Das ist — das ist — das ist —“, brachte er heraus. Weiter nichts. Zwei Schwerter waren auf ihn niedergesaut: der Brief, der Kehlkopfkrampf.

Dunkelroten Kopfes, mit den Armen fechtend, ging er auf sein Zimmer. Zwei Stunden sah ich nichts von ihm. Aber auf der halben Treppe sah ich ein, daß ich nicht trösten konnte. Den Kampf der alten Weltanschauung mit der neuen hatte er allein zu fechten.

Verdrossen saß ich im Gastlokal. Vor mir ein großer Abreißkalender. „Freitag“, las ich mechanisch ab. Stand nicht auch im Zundermannschen Briefe was von einem Frei—?

Rrr—pff—rr—pff, puffte und knatterte etwas in der Loreinfahrt. Ich sprang hinaus. Das Auto. Vorne rote Kasseplakate, hinten schrillte silbern unser Lee. In der Mitte saß lang und dünn ein Lenker, an dem nur eines dick war, eine glühende Nase. Unten fauchte es. Und ringsum stank es von Benzin. Noch weiter ringsum war das ganze Dorf versammelt. Zundermann hatte recht: die Reklame wirkte.

„Ich bin Rißler, der Schofför!“ schrie der Dünne vom Boot herunter, „holen Sie den Schüchtermann, und sagen Sie ihm —“ Er verstummte. Auf der Treppe stand

Schüchtermann, stumm und weiß. Der Ratterkasten schwieg. In der Menge hörte das Gemurmel auf. Alle schauten auf Schüchtermann. Jeder spürte das elektrische Knistern im Blisableiter, knapp bevor der Blitz hineinfährt.

Aber sie täuschten sich. Schüchtermann machte ein paar kühle Handbewegungen: In die Remise! Das andere später! Marsch! Es duckte sich der Dünne. Der Kasten knatterte, stank und verschwand. Das Dorf ging heim.

Was die beiden dann auf seinem Zimmer sprachen, erfuhr ich nie. Aber wie es ausgehen würde, wußte ich. Ein Satz im Zundermannschen Briefe hatte sich mir eingeprägt, ein Nachsatz, vom Prinzipal selbst geschrieben: „Werter Herr Schüchtermann, es hilft alles nichts, die neue Zeit rückt auch für uns alte Knaben an. Ich weiß, Sie werden sich nicht entgegenstemmen, der Firma zu Liebe. Mit Gruß Ihr Kramer.“

Der Firma zu Liebe — die Entscheidung war gefallen. Ich wunderte mich nicht, daß am nächsten Morgen Schüchtermann schon gestrichelt hatte; als ich verschlafen von meinem Zimmer herunterkam. Ich wußte, ohne daß ich's sah: er fuhr in der Remise der Kalesche zum letzten Male abschiednehmend übers Polster, hat im Stall zum letzten Male dem Braunen auf den Hals geklopft: „Behüt euch Gott — es geht nicht anders — neue Zeit — Firma zu Liebe — behüt euch Gott.“

Dann ging's unter dem Geschrei der Dorfjugend in den schneidend klaren Bergmorgen hinein. Die Ketten rasselten, die Räder ächzten, Öl troff in den Straßenstaub, Schmieröl der neuen Volkswirtschaft. Ein Gefangenengitter richtete die neue Wirtschaft auf vor Schüchtermann. Die erste Bitterstange war Rißler, der Schofför auf dem Boot. Kerzengerade saß er da. Nicht einmal in der ersten Stunde wendete er sich

um. Auf seinem Rücken spürte ich sein Gesicht. Hämißch war's und schadenfroh.

Über eins aber wunderte ich mich doch: Muß ein Auto auf gerader Straße in Kurven fahren? Oder sind die Kurven etwa im Gehirn von Rißler? Ein Morgennachtrag des Wirts vom „Schwarzen Lamm“ auf unsere Rechnung hätte mich belehren können: „Einen halben Liter Roten extra an Herr Schupfär.“

Aber dann vergaß ich alles über der morgendlichen Bergwelt, die sich auftrat. Nie, auch nicht in der Einsamkeit, ist sie mir schöner aufgegangen als an jenem ratternden, verknitterten, benzinverstunkenen Morgen. Die höchsten Seelenkurven gehen ihre eigenen Gesetze, unbekümmert um alles Kreischen und Gestank der Welt. Gegen die Morgenpracht der Berge kam kein Höllenkasten auf, auf dessen Boot ein verstoffener Bitterstab, in dessen Ecke stummer Kummer saß.

Zimmer schöner wurde die Vergaußwärtsstraße. Gräser neigten sich und Lannen rauschten, von fernen Gipfeln funkelte der rote Morgenschnee. Rehe flogen lachend her vor unserm unbeholtenen Ungetüm. Bächlein glitzerten so spöttisch her: „So, das also ist die neue Zeit? Na, sie mag alles sein, nur grazios, das ist sie nicht, weiß Gott.“

„Aaah!“ Unsere Maschine hatte die Straßenhöhe erklimmen. Die schweigende Schönheit des Gebirges goß sich

über uns: „Trinkt, trinkt jetzt — später könnte es zu spät sein, Kinder.“

Ich trank, trank nie so tief in meinem Leben. Alles um mich versank. Meine Lehrzeit. Das Geschäft. Das Auto. Schüchtermann. Rasend ging die Fahrt den Berg hinab. Die Erdenschwere verstaubte. Was Wunder, finge jetzt ein Himmelschor von Engeln an zu singen —!

„Mensch!“ schrie's an meiner Seite und packte den Schofför von hinten, „Mensch, Sie fahren zickzack, sind Sie denn betrunken!“

Die Bitterstange wendete sich um. Über der dicken Nase zwei Schläge, keine Augen. Um den Mund ein Grinsen: „Betrunkene? häähähä — selbst be—be—betr—“

In die schnarrende Folge von rrr schloß schief und sicher greifend eine dicke Telegraphenstange. Packte das Auto. Schlenkerte es wie ein Hund die Kasse am Genick. Riß es auf. Schnalzte uns zu dritt herab wie Fliegen...

Als ich von einer leichten Prellhohnmacht im Grase zu mir kam, sah ich dreierlei. Erstens den blutenden Schofför, den ernüchterten und schreienden: „Jesses, mein Auto! jesses, mein schönes Auto!“ Zweitens lange Bauernbeine querfeldein übers Gras spinnend. Drittens, als ich mich wandte, Schüchtermanns Kopf, von hinten zerplüffert, auf einem Meilenstein, vorne aber ganz klar und stiller Güte voll vom alten Schlag, wie es seines Lebens ganze Reise war.

(Fortsetzung folgt.)

VI/30



Ellkähne.

Radierung von Th. Diedrich-Wrede.



Die Amsterdamer Börse im 17. Jahrhundert.
Gemälde aus dem Rijksmuseum in Amsterdam.

„Am Golde hängt . . .“

Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie von Professor Dr. Walther Schneider, Köln.

Überlegen lächeln wir heute, wenn wir von dem Tauschhandel „wilder“ Völker lesen, und denken nicht daran, daß unser hochentwickelter Handelsverkehr nur der Form, nicht dem Wesen nach von jenem verschieden ist, daß Kaufen nichts anderes ist als ein Tausch mit Vorbehalt in sachlicher und zeitlicher Hinsicht. Ebenso überlegen lächeln wir über die altmodische Barzahlung unserer Vorfahren und bedenken ebensowenig, daß unsere Wechsel und Checks nur neue Formen einer Zahlungsweise sind, deren erste Entwicklung Tausende von Jahren hinter den Beginn unserer Zeitrechnung zurückreicht.

Das, was wir „Geld“ nennen, ist dem Wesen nach nichts anderes als ein Tauschgut. Es wurde notwendig in dem Augenblick, da die steigende Arbeitsteilung der Menschheit dem Tauschhandel zeitliche und räumliche Weiten gab, die nicht „von Hand zu Hand“ zu überbrücken waren. Da bedurfte es eines Zwischengutes, das allgemein begehrt und allgemein anerkannt, zugleich als Wertmesser dienen konnte, und das leicht transportierbar und teilbar war.

Seltene Formen hat für unsern Geschmack das erste Geld gehabt. Da war die Kaurimuschel im Gebiet des Indischen Ozeans, das Vieh bei den Indogermanen — wie denn „pecunia“ (Geld) mit „pecus“ (Vieh) zusammenhängt —;

der Norweger rechnete nach dem Wert der meßbaren Kuh (kugildi), der Grieche nach dem „vadmal“, einer bestimmten Menge und Art von Wollstoff, der Chinesen nach Teeziegeln; und wenn im Russischen bis vor zweihundert Jahren das Geld „kuni“ hieß, so zeigt das deutlich die Bedeutung des Fells des Schwarzmarders (kuna) als „Geld“.

Daß so unbequeme „Portemonnaieinhalte“ sehr bald den Edelmetallen weichen mußten, die bei allen Völkern — und das war bei der Entwicklung des Handels von Volk zu Volk maßgebend — geschätzt wurden, weil sie in ihrem Gehalt nicht differierend, schön, biegsam, dauerhaft, für Schmuck und Gebrauch fast unentbehrlich und vor allem im Verhältnis zur Nachfrage selten waren, ist verständlich.

So ist durch Jahrtausende das Gold der Inbegriff des Reichtums, der Segen und der Fluch der Menschheit gewesen. Von dem „fluchwürdigen Hunger nach Gold“ singt schon der alte Vergil, und Gretchen klagt im „Faust“:

„Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach, mit Armen!“

Ein heutiges Gretchen dürfte kaum mehr eine Vorstellung vom Goldgeld besitzen. Unsere Jugend hat bei dem Begriff

des Geldes, abgesehen von der kleinen Münze, nur noch die Vorstellung der Banknote oder des Schecks und, wenn sie in kaufmännischen Kreisen groß geworden ist, des Wechsels.

Auch das Metallgeld blieb für den Handel noch unbequem, solange es als Rohmetall kursierte, der Verkäufer einer Ware also den Gegenwert durch Abwiegen des Kupfers oder Silbers feststellen mußte. Dieser Mißstand fiel erst fort, als durch Stempelung die staatliche Autorität das Metall zur „Münze“ erhob. Damit erweiterte sich der Begriff des „Geldes“ um das wichtige Moment des öffentlichen Vertrauens in seine Eigenschaft als Mittel zur Erlangung bestimmter Bedarfsmittel, also als Tauschwertmaß.

Zugleich wird aber dieser Begriff damit aus einem rein ökonomischen zu einem rechtlichen, und die Wichtigkeit seines eigentlichen Wertes tritt weit hinter seinem Vertrauenswert zurück.

Bald trat beim Vordringen der Geldwirtschaft gegenüber der älteren Naturaltauschwirtschaft eine schwere Gefahr zutage, die wie ein Fluch auf dem Gelde ruhte. Aus der Geschichte der phönizischen Stämme, der Verbreiter des Metallgeldes, sehen wir, daß sie überall, wo sie sich festsetzten, sehr bald die Landbevölkerung durch Zinsverwucherung um Hab und Gut brachten. Wenn ein Nachbar vom andern Korn oder Holz in der Not lieh, so war es billig, daß er dies im vollen Umfange nach seinen Kräften zurückerstattete. Er konnte das auch, da sich diese Sachwerte stets auf seinem Boden wiedererzeugten. Lieh er aber, etwa zur Bezahlung von Steuern, Metallgeld, das nur in den Händen einer bestimmten Kaste, eben der Geldleute, war, so war er, wollte er nicht in Schuldhast kommen, gezwungen, jeden geforderten Sachwert auch ohne entsprechende Gegenleistung zur Erlangung der Schuldsumme herzugeben. Die Schilderung der Verflavung der ägyptischen Bauern durch Josef (I. Mose, 47, 13 bis 27) ist erschütternd. Auch in der griechischen Überlieferung spiegeln sich solche Mißstände wider. In der geschichtlichen Zeit richtet sich die soziale Gesetzgebung Solons von Athen wie die des Zwölftafelgesetzes in Rom in erster Linie gegen die Verelendung der Bauern durch die Schuldherrschaft der adligen Geldbesitzer.

Sehr früh schon ist aus solchen Notständen eine der wertvollsten Tauschformen erwachsen, der Giroverkehr. Schon im Gesetzbuch des Hammurabi von Babylon (um 2000 vor Christo) finden sich Anweisungen über Kontokorrentbücher, und in Ägypten blühte lange der Naturalgiroverkehr. Die als Steuern erhobenen Geldfrüchte, die in den königlichen Speichern gesammelt wurden, dienten als Depositen. So konnte z. B. Pachtgetreide, das in Oberägypten eingezahlt wurde, in Unterägypten behoben werden, ohne daß eine Versendung stattfand, und ohne daß der Landwirt gezwungen war, unter Preis zu verkaufen.

Andererseits führte die Verschiedenheit des Münzfußes in den einzelnen Ländern dazu, das Umwechselln der Münzen als Gewerbe zu betreiben, um das beschwerliche und unsichere Verschicken zu vermeiden oder doch einzuschränken. Solche „Wechsler“ erhielten dann auch wohl deponierte Vermögen zur Verwertung übertragen, führten Zahlungen aus und zogen Schulden ein. Auch finden wir schon sehr früh Abschreibungen und Zuschreibungen unter Ausschaltung der Barzahlung, so bei den Chaldäern um 2300 vor Christo, bei den griechischen Tempelbanken in Delphi und andern Orten, den „Trapeziten“ (trapeza = Tisch), die sogar im Namen an unsere „Bankiers“ erinnern, und bei den „argentarii“ in Rom.

Gehen so die Anfänge der heutigen Handelsverkehrsformen tief in das Altertum zurück, so sind doch zwei wichtige Zahlungsmittel durchaus selbständige Schöpfungen der neuzeitlichen Entwicklung, der Wechsel und der Scheck.

Als durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien

und des neuen Kontinents einerseits, die Eroberung der Levante durch die Türken andererseits sich der Schwerpunkt des europäischen Handels nach Westen, besonders nach den Niederlanden verschob, wurde Amsterdam, zumal nach der Eroberung Antwerpens durch die Spanier (1585), der Mittelpunkt des Widerstandes gegen diese Nation und des Handels der befreiten Generalstaaten. Die dauernden Kriege aber hatten einen empfindlichen Mangel an Metallgeld herbeigeführt, dessen Menge in keiner Weise mehr für den bedeutenden Zahlungsverkehr ausreichte. Deshalb gründete die Regierung am 31. Januar 1609 die öffentliche „Amsterdamer Bank“, die zuerst durch Ausgabe von Bankscheinen für hinterlegtes Geld oder Rohsilber dem Zahlungsverkehr eine stark erhöhte Elastizität verlieh.

Indessen drängte die Entwicklung des stetig wachsenden Kontokorrentverkehrs dahin, nicht nur das Zahlungsmittel handlicher zu machen und in größerer Menge bereitzustellen, sondern es zeitweise überhaupt auszuschalten. Besonders für den Geldverkehr von Land zu Land boten die Verschiedenheit der Münzen, die Unsicherheit der Wege, die Schwerefälligkeit und Seltenheit der Transportmittel und schließlich die Geldausfuhrverbote erhebliche Schwierigkeiten. So entstand etwa seit dem 13. Jahrhundert der „Wechsel“ als eigentümliche Vertrags- und Übertragungsform.

Wer Geld ins Ausland zahlen wollte, trug die Summe in Landesmünze zu einem Wechselr und erhielt eine vom Notar beglaubigte Urkunde, in der sich der Wechselr verpflichtete, die erhaltene Summe durch seine Zweigniederlassung oder einen befreundeten Wechselr im Auslande in gleichwertiger Münze an denjenigen auszusahlen, den ihm der Einzahler bezeichnede. Die ersten uns erhaltenen derartigen „Wechsel“ stammen aus dem 12. Jahrhundert.

Etwas im 14. Jahrhundert wurde dann die kostspielige Zuziehung des Notars dadurch vermieden, daß die Urkunde die Form eines Briefes annahm. Wollte beispielsweise ein deutscher Vater in Lübeck seinem in Bologna, der weitberühmten Hochschule, studierenden Sohne die Studiengelder schicken, so ließ er von dem Lübecker Wechselr einen Brief an einen Geschäftsfreund in Bologna schreiben mit der Aufforderung, er solle die genannte Summe an den Studiosus dort auszahlen und ihm zu Lasten schreiben. Diesen Brief sandte der Vater an seinen Sohn, der also wirklich seine Studiengelder in Form eines „Wechsels“ bekam. Der Name hat sich bis heute in der akademischen Welt erhalten. Auf diese Weise, in der z. B. auch die zum Bau der Peterskirche in Deutschland gesammelten Summen, der Peterspfennig, überwiesen wurden, sparte man den kostspieligen und gefährlichen Transport des baren Geldes. Auf besonderen Wechselmessen, die im 14. und 15. Jahrhundert besonders in Lyon und Besançon, in Brügge, Antwerpen und Leiden, in Augsburg und Nürnberg, in Frankfurt und Leipzig und für Italien in Piacenza bedeutend waren, rechneten die Wechselr unter sich ab und beglichen die „Saldi“. Von dem „Kreise“ der hier untereinander abrechnenden Geldleute — italienisch „giro“ — erhielt diese Verkehrsform ihren Namen.

Vom 16. Jahrhundert an machten sich die Kaufleute von den Wechselr frei und verkehrten unmittelbar miteinander durch den „Wechsel“, ohne daß dabei noch irgendwie Geld gewechselt wurde. Nur der Name blieb.

So einfach erscheint in ihrem Ursprung eine Einrichtung, die heute in einem Maße das Hauptzahlungsmittel besonders des internationalen Verkehrs geworden ist, daß sich das Verhältnis der Handelsbeziehungen zweier Völker geradezu durch den Wechselkurs dokumentiert. Der „Giro“, der Kreis der untereinander „ausgleichenden“, nimmehr in der Hauptsache juristischen Personen, umfaßt die Beziehungen zweier Völker so stark, daß man den Wertstand der beiderseitigen Wechsel als Barometerstand ihrer gegenseitigen Vermögenslage, als

die „Devise“ der Zahlungsbilanz bezeichnet. Ja, man hat dem Auslandswchsel selbst den Namen Devise gegeben.

Der Vorteil der Diskontierung, das heißt des An- und Verkaufs solcher Wechsel, liegt darin, daß zwei entgegengesetzte internationale in zwei nationale Zahlungen zerlegt, dadurch Transportkosten für Bargeld und Zinsverluste vermieden werden.

Aber auch der Wechsel ist noch nicht die ideale Form des Zahlungsausgleiches. Schließlich blieb auch er immer noch eine „Ware“, die wieder zum Spekulationsobjekt werden konnte, außerdem aber doch schließlich einmal in Münzform bezahlt werden mußte. Ein Hauptmangel des Geschäftsverkehrs in der Zeit der siegenden Geldwirtschaft war aber gerade die Unsicherheit der Münzverhältnisse. Nicht nur fehlte eine einheitliche Münze, auch der Münzfuß schwankte fortwährend. Brachte doch die unselige Zersplitterung des Prägungsrechtes durch Verleihung an die Hunderte von Herren und Städten, die alle sich bereichern wollten, dazu die Tätigkeit der „Ripper und Wipper“ den Münzfuß immer wieder so herunter, daß Karl Helfferich mit Recht sagen konnte, das gemünzte Metallgeld habe in gewisser Beziehung einen Rückschritt gegen das ungemünzte Barrengeld bedeutet.

Die Not, im Leben der Menschheit oft die Mutter des Fortschritts, ließ auch hier einen Ausweg finden.

In Hamburg war von den Kaufleuten 1619 nach dem Muster von Amsterdam die „Hamburger Bank“ gegründet worden. Diese faßte, um eine feste Währung zu schaffen und die Geschäftssicherheit zu erhöhen, den genialen Gedanken des reinen Verrechnungsverkehrs unter Zurückgehen auf das Barrenmetall. Sie nahm als Depositum nur Silber nach Maß und Gewicht. Ein „Bankwardein“ (gardien) prüfte Feingehalt und Gewicht und schrieb das Ergebnis dem Einbringer mit $27\frac{3}{4}$ „Mark Banko“ auf die kölnische Mark (233,8 Gramm) gut.

Niemals hat es diese „Mark Banko“ gegeben, nie ist ein Stück davon geprägt worden. Sie existierte nur in den Büchern der Bank und ihrer Kunden. Dennoch hat diese Währung nicht nur den Hamburger Handel gesteuert, sondern ist durch fast ein Jahrhundert die Norm gewesen, nach der sich der gesamte Wechsel- und Edelmetallverkehr richtete, da ja die Hamburger Kaufleute ihre gesamten Geschäfte nach ihr berechneten.

Sehr altväterisch stellten die Kunden dieser Bank folgendes „Assignationsformular“ aus: „Die Herren und Bürger der Bank belieben zu zahlen an Herrn N.N. die Summe von Mark Banko und solche Summe Mark Banko von meinem Konto abschreiben zu lassen. Solches soll mit guter Zahlung sein.“

Hier haben wir das Urbild des Schecks vor uns. Es würde die Aufgabe und den Rahmen dieser Studie überschreiten, wollte sie auch nur oberflächlich schildern, wie der Scheck seinen Siegeszug im großen Maße zuerst durch England und Amerika, dann durch den alten Kontinent antrat, bis dann in Deutschland der erste Präsident der Reichsbank, von Dechend, den gigantischen Plan faßte, mit Hilfe der Reichsbank nebenstellen durch Einführung des „roten“ Verrechnungsschecks ganz Deutschland zu einem großen Giroplatz zu machen. Was gezeigt werden sollte, war nur, in großen Linien darzustellen, wie die Entwicklung des Verkehrs notwendig zu dem Bestreben geführt hat, sich von der Materie des greifbaren „Geldes“ möglichst frei zu machen bis zu dem Grade, daß der reine Giroverkehr von dem konkreten Vorhandensein des Geldes ganz absieht.

Dabei aber wird klar, daß alle diese Geldzeichen, das Gold des Scheckbuches des Millionärs, so sehr sie als Repräsentanten des Reichtums glänzen, keinerlei Eigenwert haben.

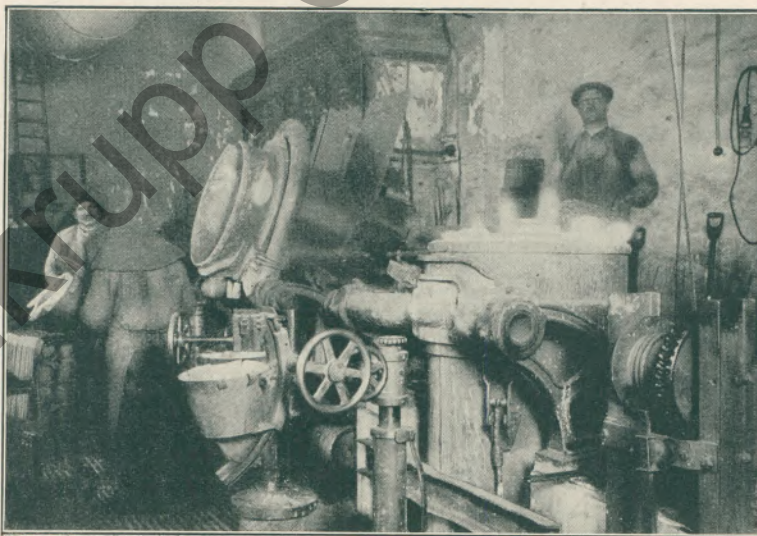
Vermögen stellt jedes „Geld“, ob Gold oder Scheck, Aktie oder Hypothek oder Wechsel, nur dar, sofern wirkliche Lebensgüter hinter ihm stehen. Nur soweit sie Anspruch auf einen bestimmten Anteil des Volksvermögens für den einzelnen gewähren, sind sie wirklich Vertreter des echten Geldes. Denn dieses ist eben jenes durchaus unkörperliche Recht am Volksgut, das ständig in seiner Erfüllung stirbt und sich ständig neu erzeugt.

Aber auch das materielle Volksvermögen muß im internationalen Verkehr von Zeit zu Zeit mit dem „echten Vermögen“ aus-

geglichen werden. Dies besteht in Sachgütern und Werten, in den im Volke vorhandenen Arbeitsenergien und in erworbenen Rechten auf Leistungen durch Angehörige anderer Völker. Wehe der Nation, die, im großen Giroverkehr der Welt Schuldner geworden, ihren Saldo mit allen drei Werten begleichen muß!



Wo die Taler geschmelt werden.
Blick in das Münzplättchenlager
der Preussischen Staatsmünze in Berlin.



Die Geldfabrik.
Blick in die Schmelzerei der Preussischen Staatsmünze.

Gärende Jugend.

Von Dr. Karl Fuß.

Frank Thieß: „Das Tor zur Welt.“ (Engelhorn Verlag, Stuttgart.) In Ganzleinen 6,50 RM. — Hans Carossa: „Wandlungen einer Jugend.“ (Insel-Verlag, Leipzig.) In Ganzleinen 6 RM. — Konrad Beste: „März.“ (Georg Müller Verlag, München.) In Ganzleinen 7 RM. — Christoph Nehler: „Fräulein Mozart.“ (H. Haessel Verlag, Leipzig.) In Ganzleinen 7,50 RM. — Heinrich Lilienfein: „Geisterstadt.“ (Cotta Verlag, Berlin.) 4 RM.

In jedem Menschenleben ist das Erlebnis der Jugend neben dem der Liebe das bedeutsamste. Jeder Mensch, auch der armseligste, hat einmal teil an der herrlichen Dämonie des Menschseins: in seiner Jugend. Jugend ist Überschwang, und teuer erkaufte Geläutertheit und Weisheit der Reife. Daher die leise Melancholie, mit der der Reisende und der Gereifte auf die Anfänge ihrer Entwicklung zurücksehen, als sie noch unverbogen waren von den Einflüssen und Bindungen der Konvention.

Wenn ich recht sehe, so sind es zwei gegensätzliche Grundmerkmale, die die Jugend bestimmen; und gerade die Spannung zwischen diesen beiden seelischen Haltungen bezeichnet das Wesen der Jugend. Da ist einmal ein individualistisches Lebensgefühl, das den jungen Menschen zum Mittelpunkt der Welt setzt und die Empfindung des Einsamseins hervorruft; auf der anderen Seite ist aber auch der Sinn für die Gemeinschaft stark ausgeprägt, der junge Leute zu bündischem Zusammenschluß anspornt. So wird in der Jugend immer etwas Unausgeglichenes, Gärendes sein, aber eben aus dieser Spannung kommen die heftigen, die schöpferischen Impulse. So sind auch die genialischen Kunstwerke zu einem beträchtlichen Teil aus solcher jugendlichen Seelenhaltung herausgeschleudert worden, und das Erlebnis gärender Jugend, oft in Rückschau auf das eigene Ich, ist ein Lieblingsmotiv der Dichter. Einige Werke dieser Art aus den letzten Jahren seien hier kurz angezeigt.

Frank Thieß hat in seinem Roman „Das Tor zur Welt“ die Wirnisse unserer gebildeten Jugend vor dem Kriege, Chaos und Läuterung des Jünglings gestaltet. Mit unerbittlichem Realismus schildert er die Kämpfe, in die sich eine Jugend mit leuchtenden Idealen, der es ernst ist mit dem Ziel wahren und edlen Menschentums, verstrickt sieht. Muster-schüler sind das nie, diese frühreifen, von der Dämonie künftigen Künstlertums umwitterten jungen Männer; sie leiden unter der „Zwiespältigkeit von Idee und Verlebung“. Daher auch die besondere Bedeutung der Erotik, die eine entscheidende Rolle in dem Buche spielt. Alle diese jungen Menschen erleben im Gros die treibende Urkraft, die schöpferische Idee des Lebens. Prachtvoll trifft Thieß den Ton der Pennälergespräche — rührend oft geradezu, wie in diesen brausenden Köpfen und Herzen Alltägliches und Metaphysisches, mathematische Schularbeiten und Gräbeleien über den Sinn des Lebens durcheinandervirbeln. Dieses starke und ehrliche Bekenntnis zur Jugend packt, und man stellt auch den Einwand zurück, daß wohl die Lehrer doch allzu schlecht wegkommen.

Wenn Frank Thieß mitten drin steht in seinem Stoff, so steht Hans Carossa in seinem wunderbaren Buche „Wandlungen einer Jugend“, das eigenes Erleben nachgestaltet, reif und groß über dem Stoff, ohne dabei weniger verständnisvoll zu sein. Diesen Bericht über sein zweites Lebensjahrzehnt, die Schuljahre in einem bayerischen Internat, hat der Dichter in einer geistvollen, geschmeidigen und doch männlichen Prosa geschrieben. Das Buch lebt vom Atmosphärischen: von der Fernwirkung eines feinen Elternhauses, von der wunderbar eingefangenen Stimmung niederbayerischer Landschaft mit Ebene, Berg und Fluß. Freundschaft, erstes Erwachen der Sinne, Leid und Freud in der Schule — dieser Alltag ist von einem ganz großen Künstler gestaltet. „Wandlungen“ erkennt er in der Entwicklung: anfangs mehr noch traumselig, verschwommen, bekannnt sich der reifere Jüngling zu Klarheit, Wachheit, Gesamtheit als dem Schlüssel zum Glück.

Ganz neu ist ein Roman von Konrad Beste, „März“ betitelt. Es sind tatsächlich nur die Geschehnisse eines einzigen Lenzmonats, die auf diesen

300 Seiten abrollen, und wie bei Carossa ist auch hier nichts eigentlich Aufwühlendes. Und doch wird man auch hier aufs stärkste gefesselt. Das

liegt zunächst einmal an der gesunden, körnigen Sprache, der ruhigen Melodie des Erzählens. Und dann wird auch hier die Weisheit reifen Mannes-tums so reizvoll der Darstellung einer jugendlichen Entwicklungskrise dienstbar gemacht, daß kein Mißklang stört. Da verliebt sich ein Primaner in einem braunschweigischen Städtchen in eine gezielte Großbauerntochter; alle Wunder der Welt geheimnist er in sie hinein und geht da vorbei, wo ihm wirklich echtes Frauentum entgegenblüht. Ein prachtvoller, gar nicht lauter, eher melancholisch verhaltener, aber um so echterer Humor ist in diesem Buche. Mit zum Schönsten gehören die Szenen, wo — übrigens ganz selten — die Eltern des Neunzehnjährigen auftreten, die dem verliebten Brausekopf soviel Verständnis entgegenbringen. Sie suchen ihm nicht zuzureden, ihm nichts auszurechnen, der Vater steckt ihm ein paar gute Zigarren zu und die Mutter sieht ihn gütig an. — Auch hier, wie bei Thieß und Carossa, spielt die Handlung vor dem Kriege und ist wohl stark auto-



Der glühende Mars.

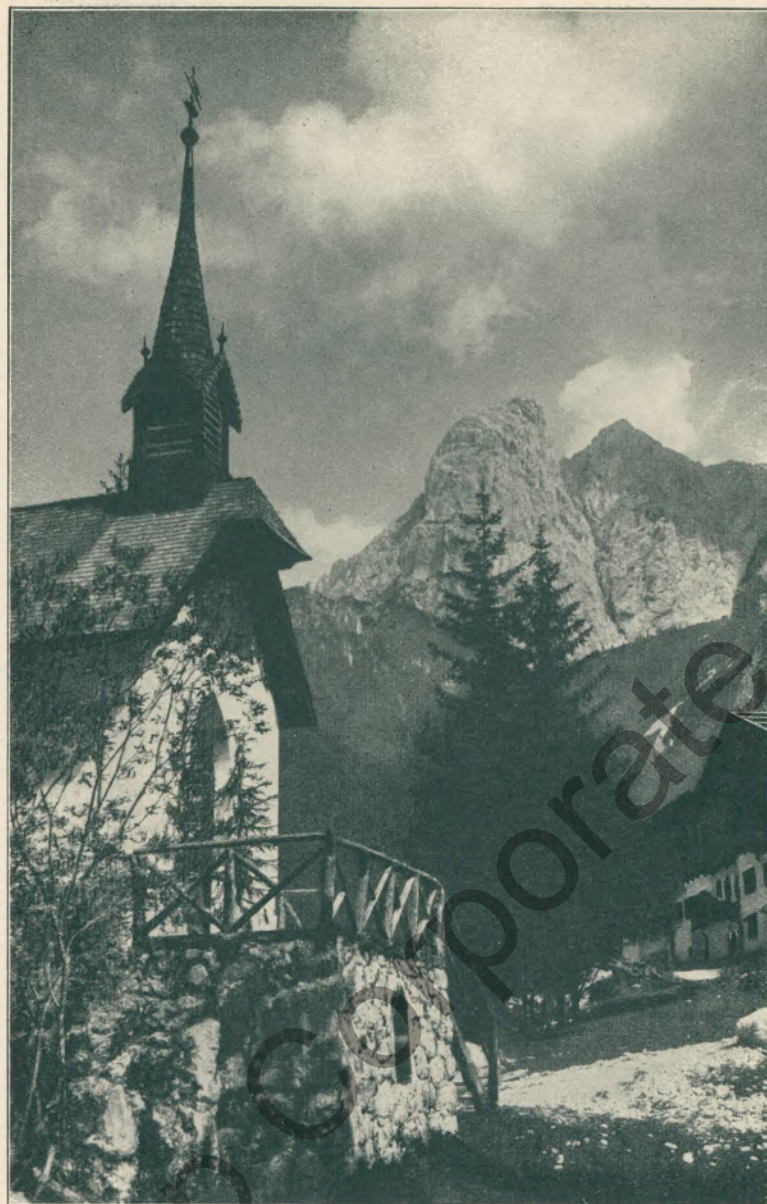
Vgl. den Aufsatz „Von der Donau zur Adria“, S. 227.

biographisch bestimmt.

Wenn in den drei genannten Werken die Schuljahre gestaltet werden, so in Christoph Nehler's Roman „Fräulein Mozart“ die Studentenzeit. Er spielt in München, und die viel verlästerte und doch so schöne Stadt greift sozusagen in die Handlung mit hinein. Der Held des Buches schlägt sich tapfer mit der Misere des Alltags und dem Dämonium in seiner Brust herum, das ihn zu schöpferischem Werke drängt. Schlüssel zur Reife ist ihm das Erlebnis edlen Frauentums, das seine ungetriebene Jugend läutert. Und dann ist es die Musik, die dem Buch sein Gepräge gibt. Beim Anstehen auf einen Opern-Galerieplatz lernt er die Frau kennen, die sein Schicksal wird, bei deren Onkel er zu den Quartettabenden zugelassen wird. „Fräulein Mozart“ — der Titel ist das einzige, was mir mißfällt — ist das Werk eines Menschen, der „nicht zergliedern, sondern aufbauen und die Teile der unendlich geteilten Schöpfung in Bildern und Gleichnissen zusammenschauen“ will.

In die unmittelbare Gegenwart hineingestellt ist Heinrich Lilienfein's „Geisterstadt“, in der ein junges Mädel unserer Tage seinen Weg sucht. Sie hat ihr Studium abgebrochen und ist als Sekretärin in den Dienst eines Weimarer Privatgelehrten getreten, der — und mit ihm seine Umgebung — ganz in der Vergangenheit und ihrer ehrwürdigen „klassischen“ Tradition lebt, keinen Sinn hat für die starken gärenden Kräfte der Gegenwart. Letztere sind, extrem genug, verkörpert in einem Weimarer Architekten, der die Klassikerherrlichkeit Rummel nennt und ganz in zweckbewußter Sachlichkeit aufgeht, dem Amerika das große Vorbild. Zwischen diesen beiden Gegensätzen, dem fast verzärtelten altweimarischen Schwärmertum und dem radikalen Sachlichkeitsfanatismus, soll sich Donata, das Mädchen, hindurchfinden; sie muß die ganze Bitternis der daraus entstehenden äußeren und inneren Konflikte ausfechten, bis sie die Gefahren aller Extreme kennenlernt und sich nun zu einem jungen Kameraden bekennt, der ein Mensch der Mitte ist, die Synthese sucht. — Das ist etwas herkömmlich, aber packend erzählt. Hintergrund ist Weimar, Stadt und Landschaft, die der Dichter ja besonders gründlich kennt. Das anspruchslose sympathische Buch kann gerade der heutigen Jugend selbst zur Klärung dienen, denn um sie werben ja besonders die extremen Richtungen.

Der Raum verbietet, weitere Werke zu besprechen, nur verweisen sei auf Erich Ebermayers „Kampf um Odilienberg“ und W. E. Süßkinds „Jugend“.



Lichtbild: Berthold.

Hinterbärenbad im Kaisergebirge.

Der Wilde Kaiser.

Von Margarete von Brockdorff.

Vom lieblichen Inntal eingesäumt, erhebt sich das Kaisergebirge in Wucht und Schönheit. Ruffstein, Eingangspunkt ins Kaisertal und zugleich Grenz- und Zollstation, grüßt mit den Tiroler Landesfarben. Im östlichen Rücken der Stadt ragen die Felsmauern des Kaisergebirges auf, zu ihren Füßen rauscht der Inn zu Tale. Geschichtliches Wahrzeichen der Grenzstadt ist die alte Feste Geroldstein, auf festem Fels gebaut, um die in früheren Zeiten manche Stürme des Krieges getobt haben. Heute ist diese Stätte tausendjähriger deutscher Geschichte ausermählt, ein Denkmal in Form einer großartigen Orgel zum Gedenken aller gefallen Helden deutscher Zunge zu tragen. Mögen ihre Klänge bald hinausdringen ins Land und allen deutschen Brüdern Treue, Trost und Hoffnung künden!

Ruffstein ist nahe genug, um schon von hier aus die Schönheiten und Geheimnisse des Kaisergebirges zu durchforschen, und bietet zugleich die Vorzüge eines gepflegten, verkehrsgünstigen und behaglichen Fremdenstädtchens. Wer aber tiefer hinein will in die Einsamkeit und Unmittelbarkeit der Gebirgswelt, der wählt etwa Hinterbärenbad oder Vorderkaiersfelden zum Aufenthalt. Hinterbärenbad, 831 Meter hoch gelegen, ist auch der Ausgangspunkt für alle Hochtouren im Kaisergebirge. Das gewaltige Massiv des Gebirges wird durch das liebliche Kaisertal, vom rauschenden Sparenbach durchzogen, in zwei Stöcke geschieden, den nördlichen Hintern oder Zahmen und den südlichen Vordern oder Wilden Kaiser. Vorzug des Kaisergebirges ist, daß es neben großartigen Hochtouren viele einfache sehr lohnende Wanderungen und Spaziergänge bietet.



Ellmau im Kaisertal.

Lichtbild: Vertkold.

Die Schönheit des Kaisergebirges wie überhaupt aller Tiroler Bergwelt liegt im reizvollen Unterschied seiner lieblichen, fruchtbaren, sonnendurchleuchteten Täler und den steil aufragenden Felsmassiven. Wie strenge Schuhherren wachen ihre oft drohenden kantigen Profile über der lieblichen Reinheit der eingebetteten Täler und blauen Bergseen. Aber auch im Winter bietet die Umgebung Ruffsteins herrliche Naturschönheiten und bestes sportliches Gelände. Erwähnt seien nur das Skiparadies Steinberg am Scheffauer Kaiser, Ruffsteins naher Skisportplatz am Dugerhof und seine eigene Bobbahn.

Die Landschaft hat hier ihre Menschenart eigen und starkwillig geformt. Tirol ist ohne den Tiroler Bauer nicht denkbar. Der ausgesprochene Charakter dieser Gebirgswelt, die Mühseligkeit der Arbeit, bewegte historische Vergangenheit und nicht zuletzt die stärkere Abgeschlossenheit vom verflachten Leben und Treiben der Ebene haben Tiroler Art und Wesen unverwisch und ursprünglich erhalten. Allenthalben stoßen wir auf Zeichen eines starken Gottesglaubens. Wem wären sie

net er sein Haus dem Fremdenverkehr. Zahlen haben bewiesen, daß sich der Zug der Reisenden nach der brutalen Verkleinerung Österreichs noch verstärkt hat. Die unendliche Schönheit der Landschaft, verwandtes Volkstum, treue Teilnahme an der so traurigen Melodie des geknechteten Bruderlandes tragen und sichern unsere Liebe zu Tirol.

Es gibt Sänger des Meeres und Dichter der Berge, und in jedem Jahr, wenn eine allgemeine Ferienmüdigkeit die politischen, beruflichen, sportlichen und anderen tiefschürfen-



Going am Fuße des Kaisergebirges.

nicht bekannt, all die schlichtschönen Kapellen und Bildstöcke, die Kreuzfige im blühenden Tal und auf schroffstem Gipfel? Die Scholle, die ihn nährt, stellt harte Anforderungen an den Menschen: schlag. Der Tiroler muß Bauer und Viehzüchter sein, im kältesten Winter auf vereisten Karrenwegen Holz zu Tale schaffen, und der heiße Sommer verlangt seine Kräfte im Weinberg. Er ist Jäger und Bergführer von Jugend auf. Immer mehr öff-

den Trennungen der Menschheit lager macht, raucht eine neue Spaltung hinsichtlich der Erholungsgarantien auf. Hier Meeresstrand, dort Gebirge. Überzeugen wollen für das eine oder andere ist gutgemeint, aber bei den meisten erfolglos, und man fühlt nach einiger Erfahrung und Kenntnis der verschiedenen Wesen von Strand und Gebirge, daß es keine Unschlüssigkeit mehr gibt für dader dorthin, sondern daß etwas Geheimnisvolles unserer Wesensart längst für das eine oder andere endgültige Ziel entschieden hat. Es ist mehr als gefühlvoller Ausruf, wenn man da oder dort sagt: Hier fühle ich mich zu Hause, selbst wenn man ganz



Das Stripsenjoch im Kaisergebirge.

woanders einst standesrechtlicher Erdenbürger geworden ist. Es ist ein zartes Heimatgefühl der Seele, ein Anlehnen und Hineinpaffen des Wesens in eine Landschaft. So fühlt der Liebende seine Landschaft. So schmeckt der Freund der Berge die würzige, reine Luft, so blickt er die tausend und aber tausend immer wechselnden, erhabenen und lieblichen Gesichte der berghaften Natur. So hört er die Laute jener Gebirgswelt, den Wassersturz, den Schrei des Raubvogels und den Klang ferner Ruhglocken noch lange nachher in seiner städtischen Enge und sieht vor den geschlossenen Augen weiße Gipfel und farbenblühende Wiesen.

*



Die Antoniuskapelle im Kaisertal.

Lichtbild: Berthold.

Blühende Alpenrosen.

Mit einem Lichtbild von H. H. Winterer.



Gibt es für unsere Gärten und öffentlichen Parkanlagen wohl etwas Schöneres als blühende Alpenrosen (Rhododendron)? Selbst hier im Industriezentrum Deutschlands, wo so viele Pflanzen den Schädigungen, die Ruß, Rauch und schweflige Säuren veranlassen, erliegen, widerstehen diese schönen Zierpflanzen allen Einflüssen mit einer Kraft und Zähigkeit, die staunenswert.

Die Rhododendren sind beheimatet in den Gebirgen der Alten und Neuen Welt. Europa kennt nur zwei Arten: *Rhododendron ferrugineum* (mit kleinen, immergrünen, unten rostfarbenen Blättern und rosenroten Blüten) als Alpenrausch dem Bergwanderer bekannt, und *Rhododendron hirsutum* (mit rauhhaarigen Blättern, sonst der vorhergehenden ähnlich). Freilich, diese hübschen Bergkinder findet man selten in unseren Gärten, dafür aber die Geschwister aus dem Kaukasus und aus Nordamerika sowie Kreuzungen dieser Arten, die unter dem Namen Rhododendronhybriden gehen. Diese Rhododendronhybriden sind im Laufe der Jahre zu einer

Vollkommenheit in bezug auf Blütenpracht herangezüchtet worden, die wirklich unsere Bewunderung erheischt. Welche Möglichkeiten der Entwicklung liegen doch in der Pflanze verborgen! Die kaukasische Stamm-mutter der meisten Hybriden hat verhältnismäßig kleine, blaßviolette Blüten. Durch Kreuzung mit einer rotblühenden, aus dem Himalaja stammenden Rhododendronart erhielt man die farbenprächtigsten und schönsten Bastarde in allen Farben, vom reinsten Weiß über Gelb, Rosa bis zum tiefsten Blutrot in Tönungen, die vom frischen Rot oder Rosa oft über ein tiefes Purpur wieder zu Violett hinüberführen.

Es gibt unter allen Gehölzen nichts, was so blendend farbig wirkt wie Rhododendronpflanzen, die, auf geeignetem Boden einmal angewachsen, anspruchslos sind und geringer Pflege bedürfen. Im Parke des Reichsgrafen von Spee zu Heltorf bei Düsseldorf befinden sich alte, ausgedehnte Rhododendronpflanzungen, die wirklich sehenswert sind. Bis 7 m Höhe erreichen die Gruppen und sind im Mai über und über bedeckt mit den schönsten Blütensträufen. Es gibt Neuzüchtungen, in denen die einzelne Blüte einen Durchmesser von 13 Zentimeter und die einzelne Blütenblende Ausmaße von 25 x 30 Zentimeter erreicht, eine wahrhaft stolze Fülle edler, leuchtend rosaroter Blüten.

Die Blütezeit der Rhododendronhybriden beginnt Anfang April und dauert den ganzen Mai über bis spät in den Juni. Unter den laubabwerfenden Rhododendren gibt es sogar einige Arten, welche bei mildem Wetter schon im Januar blühen, so das reizvolle *Rhododendron mucronulatum*, welches aus der Mandschurei stammt, sowie das ebenfalls schöne *Rhododendron praecox*, welches Februar oder März, sobald die ersten erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne Pflanzenleben wecken, seine rosavioletten Blüten erschließt, wenn alles sonst noch kahl und blütenlos steht. Nahe verwandt mit diesen Rhododendren sind die Azaleen, welche fast gleichzeitig mit den Rhododendren im Freien blühen. Die Azaleen werfen zum Unterschied von den vorgenannten Rhododendren das Laub ab, haben aber dafür wieder den Vorzug, im Herbst ihr Laub so bunt zu färben, daß man von weitem vermeint, die Blütenpracht des Frühlings wieder aufleuchten zu sehen. Für den Pflanzenliebhaber lassen sich den bisher angeführten Arten noch manche hinzufügen, für den kleinen Steingarten hübsche Zwergarten, welche zumeist aus Japan stammen, und für den Parkbesitzer baumartig wachsende Arten, z. B. *Rhododendron oreodoxum*, welches kleine Baumhaie bildet und schon im März seine schönen rosaroten Blütenglöden entwickelt. Für den, der aus dem Vorstehenden Anregung zu Pflanzversuchen bekommt, sei noch zum Schluß gesagt: Rhododendren und Azaleen wollen kalkfreien Boden und lieben zumeist Halbschatten und in bezug auf Bodenzusatz von Moorerde und Torf, und aber sonst verhältnismäßig anspruchslos und lohnen verständnisvolle Pflege durch reichliches Blühen.

Gartenarchitekt R. H.



Alpenrosen.

Lichtbildstudie von Helmke-Winterer.

Herz in Blüten.

Laßt mir die Freude an der Überschrift: Herz in Blüten, wenn ich auch nur von einem kleinen Garten erzählen will. Draußen am Rand der lärmenden Stadt liegt er. Hingeweht wie eine stille, aus Erde und Sonne und Blütenduft gehaschte Einsamkeit, hingestreut wie eine mit Malven und Königsferzen besetzte gute Gotteslaune.

Ein weiter Weg führt hinaus. An verwaschenen Vorstadthäusern vorbei. Über Bauplätze und Sandgruben. Krüppelstehen hier wie die armseligen Fahnen einer müden Zeit. Der Wind trägt ein fernes, treischendes Hämmern her. Um so wunderlicher wirkt das so zart hingemalte Bild jenes kleinen Gartens, das da plötzlich zu sehen ist. In alten Büchern, auf vergessenen, an den Rändern schon ein wenig gelb gewordenen Kupferstichen sieht man oft noch so ein seltsames Stückchen Erde abgebildet. Ein blühendes, lächelndes Wunder, aus dem verflungenen Gestern übriggeblieben. Wie ein immergrüner Ring räkelt sich eine Buchsbaumhecke darum. Ein Hedentosenflügel säumt die verträumte Pforte ein. Hier, an einem leisen Maiabend auf eine liebe Frau warten zu dürfen! Stief nur, wie das da drinnen wuchert und blüht und rauschert! Ein buntes Blumenorchester. Frauenschuh in Stiefmütterchen, dazwischen der Farbenjubiläum der Levkoyen. Und hier ein wippendes Narzissenandante und dort ein schwingendes Nelfenschertzo und einmal eine altmodische Resedagavotte. Aber affurcat in der Mitte... ein Beet in Herzform! So etwas wie ein Bilderbuch, das sich immer bunter malt. Im Frühling vom blassen Rot der Tulpen verhaucht, im Sommer

ein Stück Vergißmeinnichtshimmel mit weißen Margaretensternen durchglänzt, im Herbst ein wilder Strudel von Rot und Blau und klingendem Gelb.

Ich bin nur Zaungast hier, kenne den Besitzer nicht, ob es ein Kesselschmied, ein Anthroposoph oder ein altes, verwehtes Männlein ist. Und doch möchte ich mir einbilden, daß das einmal so oder so ein müdegehefter, wundgerissener Mensch gewesen sein muß, der dann jenen Weg an verwaschenen Hauswänden vorbei wie einen leisen Bittgang in sein Leben legte, der da sein Herz hinausstrug in jene aus Erde und Sonne und Blütenduft gehaschte Einsamkeit, um es hier einzugraben, um es wieder mit der heimlichsten Ader alles Lebens zu verbinden, um aus einem abgeheften, müdegerackerten Ding dann ein Herz in Blüten werden zu lassen.

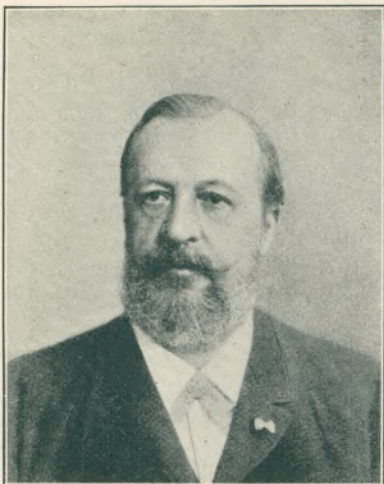
Was soll ich noch weiter erzählen? Von einer jungen Birke, von einer verrosteten Gießkanne, in der einmal ein Rotkehlchen nistete, von all den lieben, kleinen Erlebnissen, die mir da im Frühlinglicht, im Sommerwind, in der messinggelben Herbstsonne begegnet sind?...

Ich bin ja nur Zaungast hier. Mit einer seltsamen, stillen, wunschlösen Liebe um das kleine Gartending. Einer Liebe, wie sie einem Stadtmenschen nur selten gelingt. Einmal vielleicht unterm blauen Sonntagshimmel, wenn ein Saatsfeld mit seiner ganzen Frömmigkeit unterm Lerchenjubiläum liegt, einmal vielleicht, wenn er sein müdes Herz hinaus trägt, an verwaschenen Vorstadthäusern vorbei. Darum laßt mir auch die Freude an diesem seltsamen Ausklang: Herz in Blüten.

Max Bardroff.

Nikolaus August Otto.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 14. Juni.



Nikolaus August Otto

Mer zu Anfang der sechziger Jahre des vorliegenden Jahrhunderts die Zeitung genau verfolgte, konnte zahlreiche und langatmige Berichte über eine französische Erfindung lesen, die einmal wieder alles in den Schatten stellen sollte. Jean Joseph Etienne Lenoir, eine rechte Erfindernatur, dem die Welt bereits eine Herstellungsart für weiße Emaille und eine Verbesserung der Galvanoplastik verdankte, hatte eine Gasmaschine erfunden, die sich durch geräuschlosen Gang, allerdings auch durch hohen Gasverbrauch auszeichnete. Die Maschine erregte mit Recht großes Aufsehen, war sie doch die erste wirklich betriebsfähige Vertreterin ihrer Gattung. Damals wurde der Dampfmaschine ein baldiges Ende vorhergesagt. Die phantasiebegabten Zeitungsschreiber sahen in naher Zukunft die mannigfaltige Anwendung dieser neuen Kraftmaschine, man sprach von Gaslokomotiven, Gasfeuersprizen u. a. m. Diese Nachrichten fanden auch ihren Weg zu einem Kaufmannsgehilfen, der damals nacheinander in verschiedenen Kölner Handlungshäusern tätig war. Auf ihn machten diese Mitteilungen einen starken Eindruck. Immer und immer kehrten seine Gedanken zu der Gasmaschine zurück; sie wettbewerbsfähig mit der Dampfmaschine zu machen, war die Aufgabe, die er sich stellte. Doch die Lösung schien einfacher, als sie es in Wirklichkeit war, zumal es dem jungen Kaufmann an wissenschaftlichen Kenntnissen mangelte. An guten Ratschlägen, sich diese Gedanken doch endlich aus dem Kopf zu schlagen, wird es sicherlich nicht gefehlt haben; nannten ihn seine Freunde doch den „Grübler“, der seine ganze freie Zeit nur dazu benutzte, sich technisch-wissenschaftliche Kenntnisse anzueignen, die ihn der Verwirklichung seines Lieblingsgedankens näher bringen sollten.

Die Wiege dieses jungen Kaufmanns — Nikolaus August Otto — stand in Holzhausen im Nassauischen. Er besuchte dort die Elementarschule, die Realschule in Langenschwalbach, machte die übliche kaufmännische Lehre durch, war bei Einsheimer in Frankfurt a. M. tätig und ging dann nach Köln.

Von der Lenoirschen Maschine, bzw. deren Bau konnte er nur wenig erfahren. Er baute sich daher ein kleines Versuchsmaschinen, an dem er Beobachtungen machte, die er bei einer weiteren Maschine, welche ein Kölner Mechaniker baute, verwerten konnte. Das neue Modell hatte vier Zylinder und eine zweifach geköpfte Welle. Die Arbeitsweise entsprach dem Viertakt: Ansaugen, Verdichten, Ausdehnen und Ausschleiben folgten in jedem Zylinder aufeinander. Trotz zweier Kolben, eines Arbeitskolbens und eines fliegenden Kolbens, waren die Stöße derart stark, daß Otto es zunächst aufgeben mußte, auf diesem Wege weiterzuarbeiten.

Heute erkennen wir, wie nahe Otto damals der endgültigen Lösung war. Aber er ging zunächst andere Wege. Statt wie bisher durch die Verbrennung der Gase den Kolben unmittelbar anzutreiben, überließ er in Zukunft die Arbeitsleistung dem äußeren Luftdruck, nachdem er mit Hilfe eines explosiblen Gas-Luft-Gemisches einen luftverdünnten Raum unter dem Arbeitskolben erzielt hatte. Er ging also auf die atmosphärische Maschine zurück, die er aber auch mit zwei Kolben ausstattete.

Otto versuchte nun, seine Erfindung unter einen möglichst weit reichenden Patentschutz zu stellen. Es gelang ihm auch, in den meisten europäischen Industriestaaten Patente zu erhalten; nur in Preußen lehnte die Technische Deputation, die damalige Sachwalterin in Patentangelegenheiten, die Erfindung ab.

Aber der schwierigste Teil der Arbeit sollte noch kommen. Wenngleich der Patentschutz die Auswertungsmöglichkeit zunächst sicherte, so mußte sich Otto aber auch bald klar darüber sein, ob er die Erlaubnis zur Anwendung der Erfindung an andere Firmen verkaufte oder ob es richtiger war, selbst die Versuchsmaschine zu einer Gebrauchsmaschine auszubilden. Wie James Watt das Glück hatte, in Matthew Boulton einen weitsehenden Fabrikanten mit großen Geldmitteln zu finden, der ihm die Ausführung seiner Dampfmaschinenpatente möglich machte, so war es Otto vergönnt, in dem Kölner Ingenieur Eugen Langen einen kenntnisreichen Mitarbeiter zu gewinnen, der sehr bald erkannte, welche Bedeutung diese Erfindung als Kleinkraftmaschine im industriellen Leben erlangen könne.

Eugen Langen entstammte einer angesehenen rheinischen Industriellen-

familie und erhielt seine Ingenieurausbildung auf der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Während seiner praktischen Tätigkeit auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Troisdorf entstand die als „Langenscher Etagerofen“ bekanntgewordene Vorrichtung zur rauchfreien und wirtschaftlichen Verbrennung. Später betätigte er sich noch als Verbesserer verschiedener Einrichtungen für Zuckerraffinerien. Im Februar 1864 wurden Otto und Langen miteinander bekannt, und am 31. März des gleichen Jahres wurde der Vertrag unterzeichnet, der die Firma „N. A. Otto & Comp.“ begründete und die beiden Männer zu gemeinsamer Arbeit und persönlicher Freundschaft miteinander verband.

In einer gemieteten Werkstatt in der Servaesgasse in Köln wurde der Betrieb eröffnet. Mit Hilfe einiger weniger Arbeiter versuchte man eine Maschine zu gestalten, die sich in ihrer äußeren Form an die stehende Dampfmaschine, die sog. Boockmaschine, anlehnte. Die größte Schwierigkeit bot die Übertragung der Kraft auf die Arbeitswelle. Denn der von dem explodierenden Gas-Luft-Gemisch herausgeschleuderte Kolben durfte nicht auf die Welle wirken. Erst wenn der äußere Luftdruck den Kolben wieder herunterdrückte, sollte diese Arbeitsleistung auf die Welle übertragen werden. Fast zwei Jahre arbeitete man an der Schaffung eines einwandfrei funktionierenden „Schaltwerkes“. Diese Versuche kosteten aber Geld, dessen Beschaffung viele Sorgen bereitete. Ein Kölner Mechaniker hatte als erster den Mut, eine atmosphärische Maschine aufzustellen, und machte gute Erfahrungen damit. Die zweite kaufte ein Kölner Bandagist.

Nachdem Langen das Schaltwerk der Maschine im Jahre 1866 grundlegend verbessert hatte, wurde eine Maschine dieser Bauart auf der Weltausstellung zu Paris im Jahre 1867 ausgestellt. Es war wirklich ein großes Wagnis, da Paris der Ort war, wo Lenoir mit seiner Maschine großes Aufsehen erregt hatte. Die Preisrichter wären sicherlich an dieser Maschine, die sich unter den französischen Maschinen so eigenartig ausnahm, vorübergegangen, hätte nicht Franz Reuleaux, der Lehrer und Freund Langens, als deutsches Mitglied des Preisrichterkollegiums mit größtem Nachdruck eine Prüfung verlangt. Konnte auch die Maschine von Otto und Langen in ihrer äußeren Gestalt nicht mit den französischen Maschinen in Wettbewerb treten, so zeigte doch ein Gasverbrauchsversuch zwischen den Maschinen von Hugon, Lenoir und Otto-Langen das überraschende Ergebnis 10 : 6 : 4. Das Ergebnis war die goldene Medaille für Otto und Langen, während sich Lenoir mit der silbernen begnügen mußte.

Aber auch jetzt wollte sich der klingende Erfolg noch immer nicht einstellen. Man sah sich daher im Jahre 1869 gezwungen, einen weiteren Teilhaber aufzunehmen. Gleichzeitig bot die Neuanlage der Fabrik auf eigenem Boden in Deutz bei Köln die Möglichkeit einer zweckmäßigen Ausbildung des Betriebes. 1872 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und Otto sowie Eugen Langen und dessen Bruder Gustav zu Direktoren bestellt. Damals wurde als technischer Leiter Gottlieb Daimler verpflichtet, der aus seiner Heimat den jungen Maybach mitbrachte. Beide Namen haben später bei der Entwicklung des Automobils einen guten Klang erhalten; Maybach bzw. sein Sohn außerdem noch als erfolgreicher Mitarbeiter Graf Zeppelins.

Der atmosphärischen Gasmaschine waren bis dahin sehr enge Grenzen gezogen. Über 3 PS konnte man keine Maschine bauen. Otto, dem die kaufmännische Leitung oblag, arbeitete jedoch unentwegt weiter an der Bervollkommnung der Gasmaschine und — kam wieder auf seinen ursprünglichen Plan einer direkt wirkend in, im Viertakt arbeitenden Maschine zurück. Am 4. August 1877 wurde endlich das grundlegende Patent auf die Viertaktmaschine erteilt. Damit begann ein wichtiger Abschnitt in der Entwicklung der neuzeitlichen Verbrennungsmaschine. Aber neben großen fabrikationstechnischen Schwierigkeiten zog diese Maschine einen jahrelang dauernden Patentprozeß nach sich, der damit endete, daß der Hauptanspruch des Grundpatents für nichtig erklärt wurde. Die Ansprüche der Gegner auf Richtigkeitserklärung gründeten sich auf eine bis dahin unbekannt gebliebene Schrift des Franzosen Beau de Rochas, in der das Viertaktverfahren beschrieben wurde, ohne daß irgendwie eine praktische Auswertung dieses Gedankens erfolgt wäre. Auch kam eine kleine Maschine des Münchener Uhrmachers Reithmann, die bislang keine Beachtung gefunden hatte, durch diesen Prozeß zu einer gewissen Berühmtheit. Aber trotz Beau de Rochas und trotz Reithmann bleibt das Verdienst Ottos um die wirklich betriebsfähige Viertaktmaschine ungeschmälert bestehen. Für Otto und Langen waren diese langwierigen Kämpfe persönlich sehr bitter. Otto fand sich als Erfinder empfindlich verletzt und fastete die Ansprüche der Gegner als einen Eingriff in sein geistiges Eigentum auf. Die Engländer erkannten die gegnerischen Ansprüche nicht an, sondern ließen das Otto'sche Patent bestehen.

Aber die Deutscher Firma war zu sehr gefestigt, als daß die Gegner ihr etwas anhaben konnten. Diese Genugtuung wenigstens konnte Otto, als ihn der Tod am 26. Januar 1891 abberief, mit ins Grab nehmen. Die letzten Jahre seines Lebens waren angefüllt mit neuen Aufgaben, das Anwendungsgebiet der Gasmaschine stetig zu erweitern.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Skavenhandel in China.

Aus einem Aufsatz von John H. Harris, Schriftführer der „Londoner Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei und zum Schutz der Urvölker“, in „The Contemporary Review“, London.

Im Mai 1925 setzte Lord Davidson das Oberhaus durch die Erklärung in Erstaunen, daß der Kauf von Sklaven in China nirgendwo die geringsten Schwierigkeiten böte, und daß selbst in Schanghai der Sklavenhandel nichts Ungewöhnliches wäre. Seit jener Zeit haben sich die Bemerkungen für den Verkauf von Kindern und jungen Menschen in China vermehrt, und die autoritativste Bestätigung der Erklärung Lord Davidsons enthält ein kürzlich von der britischen Regierung herausgegebenes Weißbuch. Es enthält u. a. einen Brief des britischen Konsuls in Amoy an den Gouverneur von Hongkong, in welchem der Schreiber erklärt, daß zwar theoretisch keine Sklaverei in China bestehe, daß sie jedoch in Wirklichkeit im ganzen Lande üblich sei. Der Konsul erklärt ferner, daß Mädchen unter dem Deckmantel einer „Adoptivtochter“ überall gekauft und verkauft werden.

Missionare schätzen die Zahl der jugendlichen Sklaven in China auf über zwei Millionen. Die ständigen Kriege haben zu vermehrter Hungersnot und Seuchen geführt, und diese wiederum haben die Chinesen gezwungen, in einem bis jetzt noch nicht dagewesenen Maße ihre Kinder zu verkaufen. Manche Missionare in China wußten gern, wie sie sich verhalten sollen, denn es ist der Vorschlag gemacht worden, diese kleinen Mädchen aufzukaufen, um sie dadurch zu befreien. Aber die Missionare befürchten, daß sie dadurch zur Ausbreitung des Handels und zur Erhöhung der Preise beitragen würden.

In ihrem kürzlich veröffentlichten Buch „Jünman“ erwähnt die Missionarin Frau Dymond ein anschauliches Beispiel von der Ausdehnung des Sklavenhandels: „Während einer furchtbaren Hungersnot wurden 4000 kleine Mädchen im Packfattel in zwölftägiger Reise nach der Hauptstadt gesandt und dort verkauft.“ Frau Dymond erwähnt dann weiter, daß in mehreren Städten Jünmans Märkte für den Verkauf von Kindern abgehalten werden. Andere Missionare betonen gleichfalls die Tatsache, daß man in allen Gegenden Chinas Kinder kaufen kann.

Daß die Behörden Anteil an diesen Transaktionen haben, wird zu Unrecht bestritten. Erst kürzlich ereignete sich ein Fall, der die Zustimmung der Behörde zu einem Sklavenverkauf veranschaulicht: Im Juli berichtete der Korrespondent der Londoner Daily Mail in Hongkong über den Kauf eines vierzehnjährigen Mädchens für 17,5 Pfund Sterling. Dieser Fall kam dadurch ans Tageslicht, daß dem Besitzer vorgeworfen wurde, das Mädchen grausam behandelt zu haben. Es wurde dann berichtet, daß der Kaufkontrakt das Siegel der Kantoner Polizei trage. Lord Passfield, der

Staatssekretär der Kolonien, untersuchte den Fall und stellte fest, daß die Angaben der Daily Mail zuträfen: „Die Adoptionsurkunde war in der üblichen Weise aufgesetzt und trug den Stempel einer Polizeistation im Tschungschandistrikt der Provinz Kuangtung.“

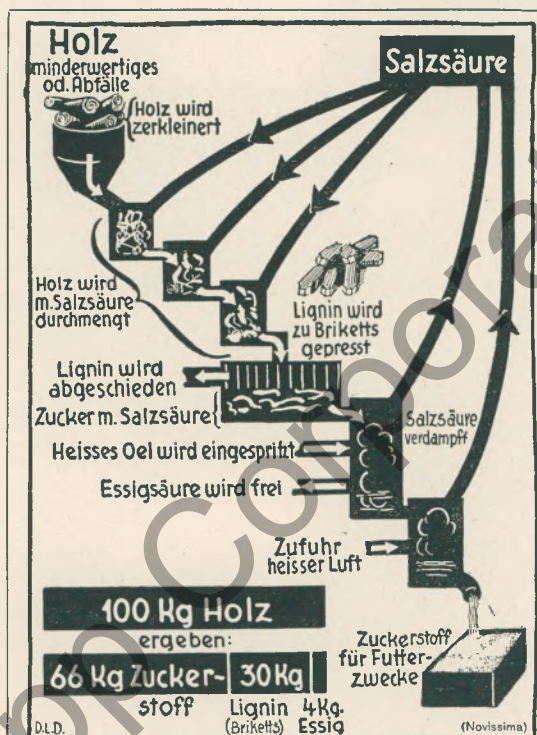
Im Jahre 1922 telegraphierte Staatssekretär Churchill dem Gouverneur von Hongkong, daß das Muitsai-System (Sklaverei unter dem Deckmantel der Adoption) in Hongkong innerhalb eines Jahres aufhören müsse. Der Gouverneur von Hongkong telegraphierte zurück, daß er den Auftrag in solcher kurzer Zeit nicht ausführen könne; Churchill antwortete daraufhin, er könne seine Zustimmung zu einem Aufschieben des Erlasses über die Aufhebung der Sklaverei nicht geben. Trotzdem wurden bis 1929 in dieser Angelegenheit keine Schritte unternommen. Lord Passfield hat jetzt der Regierung in Hongkong strikte Anweisungen für die Beendigung des Systems zukommen lassen, aber nach den Aufzeichnungen einiger Mitglieder der Kolonialregierung zu urteilen, wird es schwer halten, die chinesische öffentliche Meinung für die Abschaffung des Systems zu gewinnen. Die Kantoner Proklamation vom Jahre 1927, die den Sklavenhandel verbietet, ist, wie die Regierung von Hongkong behauptet, nie in die Tat umgesetzt worden.

Die Welt ist eins.

Aus einem Aufsatz von Salvador de Madariaga, früherem Generalsekretär der Entwaffnungskommission beim Völkerbund und jegigem Professor der spanischen Literatur an der Universität Oxford, in „The Spectator“, London.

Der Tod eines österreichischen Fürsten, der 1914 in einer Stadt gestorben wurde, deren Namen die meisten Leute in England vorher nie gehört hatten, machte Millionen von britischen, französischen, deutschen, russischen, italienischen und amerikanischen Frauen zu Witwen.

Ein englisches Kabinett entschließt sich, der Kohlenindustrie Subsidien zu gewähren, und sofort werden Tausende und aber Tausende von spanischen Kohlenbergwerkssarbeitern arbeitslos und dem Elend überliefert. Eine französische Regierung beschließt, ins Ruhrgebiet einzufallen, und wenigleich dies ein Unglück für Europa ist, so ist es ein Glück für England, denn die deutsche Schwerindustrie gleicht den Ausfall an Ruhrkohle aus, indem sie große Kohlenaufträge nach Wales gibt. Die Vereinigten Staaten beschließen, sich vor der Versuchung zu schützen, indem sie alkoholische Getränke verbieten, und durch ihren Enthusiasmus fortgerissen, dehnen sie dies Verbot auf ihre Handelsflotte aus; das Resultat ist, daß alle Schifffahrtslinien außer denen unter amerikanischer Souveränität einen Aufschwung nehmen. In England wird aus gesundheitlichen Gründen eine Kampagne zugunsten eines größeren Konsums von Obst eröffnet, und die Ergebnisse machen sich sofort im Osten Spaniens durch größere Prosperität der Apfelsinenzüchter bemerkbar. All diese Bei-



Wie entsteht der Holzzucker?

Nach Untersuchungen von Prof. Willstätter und Prof. Bachmeister konnte eine quantitative Verguckerung des Holzes als technisches Verfahren ausgebaut werden. Besonders wichtig ist, daß man Abfallholz oder minderwertige Holzfortimente verwenden kann. Das zerkleinerte Holz wird in verschiedenen Gefäßen systematisch mit konzentrierter Salzsäure behandelt und so die Zellulose verguckert. Zugleich mit der Auflösung der Zellulose und ihrer Umwandlung in Zucker löst sich Essigsäure auf, welche an einer anderen Stelle aus der Lösung abgetrennt wird. Die Salzsäure wird restlos wiedergewonnen, indem sie durch Hinzublasen von heißem Öl und heißer Luft ausdestilliert wird. Die gewonnene Zuckersubstanz kann ohne weiteres als Viehfutter verwendet werden, und die Versuche haben bewiesen, daß es die Tiere sehr gerne nehmen. Wenn man bedenkt, daß heute in Deutschland für 900 Millionen RM. Futtermittel jährlich eingeführt werden, das sind 6 Proz. unserer Gesamteinfuhr, so wird man die Bedeutung dieser neuen Futtermittelproduktion für unsere deutsche Wirtschaft ermessen können. Schließlich können aber diese 66 kg verguckerte Zellulose, die aus 100 kg Holz neben den 30 kg Briquets gewonnen werden, auch im einfachen Verfahren in Alkohol (Espiritus) umgewandelt werden, wodurch wieder viele Lebensmittel (Kartoffeln, Mais, Obst und Getreide) anderen Verbrauchszwecken zugeführt werden könnten.

spiele sind nur die kleine Seite der Solidarität. Weit eindrucksvoller ist die Tatsache, daß die Welt zu einem einzigen Markt geworden ist, und daß für jede Ware, auf die es ankommt: Getreide, Kohle, Petroleum, Gummi, Metalle, täglich ein Weltmarktpreis bekannt ist.

Die Solidarität der Welt ist aber nicht etwa auf das materielle Leben beschränkt. Ein kleines Komitee von Modeschleutern tagt irgendwo privatim in Paris, und Frauen in der ganzen Welt sind gezwungen, eine viel größere Bein- und Rückenlänge zu zeigen, als sie es aus ihrem eigenen Entschluß heraus tun würden, und vergessen, was man sie einst als die nicht zu überschreitenden Grenzen des Anstands anzusehen lehrte; denn, wie die französische Verkäuferin sich ausdrückt, la mode est toujours décente. Der Film macht uns in der ganzen Welt mit der ganzen Welt bekannt. Japan ist für den serbischen Bauern kein Geheimnis und Portugal für den russischen Muschik kein leeres Wort mehr.

Jeden Tag liest die Welt über sich selbst. Sogar die im höchsten Grade fanatischen und nationalistischen Leser wollen alles über die Welt lesen und wissen. Die Welt lebt, und man kann ebensowenig einer Zugehörigkeit zu ihr entziehen, wie man aus seiner eigenen Haut heraus kann. Der Nationalismus selbst ist zu einem internationalen Phänomen geworden und kräftigt das Weltbewußtsein.

Aber, so wird man fragen, warum zerbrechen wir uns dann den Kopf darüber? Wenn die Weltgemeinschaft doch einmal kommen muß, warum sollen wir dann noch dafür propagieren und darauf hinarbeiten? Die Antwort lautet, daß die Welt, obgleich sie eins ist, noch anarchisch und unlenksam ist. Es fehlt ihr die erforderliche Koordination zwischen ihren geistigen, moralischen und physischen Eigenschaften. Sie ist wunderbar und launenhaft, manchmal fast toll. Kriege erschüttern das normale Leben ihres Gefüges und bringen sie an den Rand der Selbstvernichtung; den Handel, den Blutkreislauf ihres Körpers, läßt man den launischen und selbstlichen Bewegungen ihrer verschiedenen Glieder folgen, wie bei einem Menschen, dessen Arteriensystem in Unordnung geraten ist; Produktion und Konsumtion stehen nicht im richtigen Verhältnis zu den wirklichen, rechtmäßigen, gesunden Bedürfnissen, wie bei einem Menschen, dessen Appetit und Verdauung schlecht geregelt sind.

Britannia, quo vadis?

Aus einem Artikel von „Augur“ in der „Nuova Antologia“, Rom.

Die äußere Ursache für die Teilnahme Großbritanniens am Kriege war die Verletzung der von ihm garantierten Neutralität Belgiens. Der tatsächliche Grund war die Befürchtung, daß die deutsche Vorherrschaft auf dem Kontinent eine Verschlechterung der Lebenshaltung des englischen Volkes zur Folge haben werde. Der Krieg wurde gewonnen und die deutsche Gefahr beseitigt und rasch vergessen. Heute aber sieht sich England einem neuen und andersartigen Feinde gegenüber: der dauernden Arbeitslosigkeit großer Teile der Bevölkerung. Einige Jahre lang gab sich das Land der Täuschung hin, es handle sich um eine vorübergehende Erscheinung, heute aber zweifelt niemand mehr an ihrer Dauer.

Die Regierungen danken nicht ab wegen Genf oder Locarno oder anderer Phasen der Außenpolitik, sondern wegen ihrer Einstellung zum Problem der Arbeitslosigkeit, die die Lebenshaltung des englischen Volkes unmittelbar bedroht.

Das jetzige System der Arbeitslosenunterstützung ist unmoralisch und gefährlich. Die Erfahrung hat gezeigt, daß weder die eine noch die andere der drei politischen Parteien ein wirksames Heilmittel gegen die Arbeitslosigkeit hat. Das Problem kann nur durch eine Koalitionsregierung gelöst werden, die sich aus den besten Männern aller Parteien zusammensetzt. Aber eine solche Lösung scheint nur dann möglich zu sein, wenn die verzweifelte Nation zum alten Grundsatz zurückkehrt: keine Vertretung ohne Arbeit. Sonst werden die Arbeitslosenstimmen den Ausschlag geben für die Weiterzahlung der bisherigen Unterstützungen.

Aber nicht nur die Innenpolitik bereitet England wegen der Arbeitslosenfrage viele Schwierigkeiten, sondern auch die Reichspolitik sieht sich einer verzwickten Situation gegenüber, weil die verschiedenen Teile des Reiches sich immer mehr vom Mutterlande unabhängig zu machen suchen. Allerdings liegt es nicht in ihrem Interesse, sich ganz von England loszusagen. England wird von all den verschiedenen Teilen des britischen Weltreichs stets der stärkste sein. Aber nicht alle Engländer sehen ein, welche wichtige Bedeutung das Reichsproblem heute hat. In dieser Beziehung bemerkt man beim englischen Volke eine tollstoische Einstellung, die einfach abstoßend ist.

Seit dem Weltkriege zeigen die Engländer, was die Dominions betrifft, eine strafbare Schwäche. Gegen die Auffassung vom britischen Weltreich als einer freien Vereinigung von Nationen kann nichts eingewendet werden: dieses Reich ist aber kein Haus, in welchem einigen der Bewohner besondere Vorrechte eingeräumt werden sollten. Den Dominions, die solche verlangen, müßte England sagen: „Die stärksten, reichsten und zweifellos mächtigsten Glieder des Bundes sind zweifellos wir; ohne uns könnte er nicht auf eigenen Füßen stehen. Wenn unsere Gesellschaft euch nicht behagt, steht es euch frei, euren eigenen Weg zu gehen.“

Im letzten Herbst tagte in London unter Teilnahme der Regierungsvertreter der Dominions eine Konferenz, um den Geseftentwurf (den ich als Verfassungsentwurf bezeichnen möchte) für die Reichskonferenz vorzubereiten, die im Juni 1930 stattfinden wird. Die Ergebnisse dieser Konferenz wurden der Presse nicht mitgeteilt, und die Öffentlichkeit hat keine Ahnung von ihrer Bedeutung. Es ist das Bestreben des Frischen Freistaates und der Südafrikanischen Union, sich der Zuständigkeit des Gerichtsausschusses des Geheimen Rats zu

entziehen. Dieser Ausschuss nimmt nicht nur Einsprüche gegen die Entscheidungen der hohen Gerichtshöfe der Dominions entgegen, sondern schlichtet auch die Differenzen zwischen den einzelnen Gliedern des Reiches selbst. Das englische Parlament hat das Recht, für die Dominions Gesetze zu erlassen, verloren, und der Ausschuss, unabhängig sogar von der Krone, bildet noch das einzige wirkliche Band mit dem Reich.



Eine billige Kühlanlage.

Von Bruno Zwiener.

Es ist eine bekannte Tatsache — in den Altertumsmuseen finden wir diese Dinge in den verschiedensten Formen von uralten Völkern —, daß der poröse gebrannte Ton die eingeschlossene Luft und somit die Dinge in ihr kühl erhält. Unsere Butterkühler beweisen dies. Wenn uns aber die Preise von 1,50 M. und mehr für diese Kühler noch zu hoch erscheinen, oder wenn es einmal schnell gehen soll und nichts für das Kühlhalten vorhanden ist, dann hilft eins gewiß: Man nimmt zwei Blumentöpfe, zwei gleich große, und reinigt sie. (Das ist bei neuen natürlich nicht notwendig.) Dann gießt man in einen Teller oder eine Schüssel etwas frisches Wasser und stellt den einen der Töpfe dort hinein. Der poröse Ton wird sich wie ein Schwamm mit Wasser vollsaugen und so gleichsam die isolierende Zwischenwand zwischen warmer Außenluft und kühlzuhaltender, einzuschließender Luft sein. Nun die kleine Butterdose oder was sonst frisch gehalten werden soll in diesen ersten Topf, darüber den genau passenden zweiten, und unsere Kühlanlage für ganze 15 Pf. (zwei neue Blumentöpfe kosten nämlich nicht viel mehr) ist fertig. Verdunstet das wenige Wasser in der Schüssel bei großer Wärme zu rasch, dann gießen wir wieder etwas frisches Wasser nach, und unsere Hauskühlanlage wird ihrem Namen weiter Ehre machen. — Heute wie damals also, mit dem einen Unterschied nur, daß die alten Römer z. B. diese ihre Kühlformen etwas mehr kultiviert hatten. Wir staunen da über die Schönheit dieser Nutzgefäße.

Technische Gedenktage.

1. 6. 1775 trat der zwischen James Watt und Matthew Boulton geschlossene Vertrag in Kraft, wodurch beide Männer gemeinsam den Bau von Dampfmaschinen betrieben. Watts Patente, die durch eine besondere Verordnung bis zum Jahre 1800 geschützt wurden, bildeten die Grundlage. Dieser denkwürdige Vertrag zwischen dem genialen Erfinder und dem weitblickenden Unternehmer ist für die Entwicklung der Dampfmaschine von größter Bedeutung geworden. Aber der Weg, den beide beschritten, war steinig und dornenvoll, und der klingende Erfolg stellte sich erst nach zehn Jahren mühevollster Arbeit ein, als schon über 800 000 M. — für die damalige Zeit eine ungeheure Summe — ausgegeben worden waren.

3. 6. 1887 wurde in Gegenwart des greisen Kaisers Wilhelm I. die Grundsteinlegung des Kaiser-Wilhelm-Kanals vollzogen. Der Kanal, der eine Länge von 99 km aufweist, beginnt oberhalb Brunsbüttel an der Elbmündung, erreicht bei Wittenbergen die Eider, benutzt von Rendsburg an den Eiderkanal und mündet unterhalb Holtzenau nördlich von Kiel in die Kieler Bucht. Der Bau wurde in den Jahren 1887 bis 1895 unter der Leitung von Bernhard Otto Baensch durchgeführt. Für die Schifffahrt bedeutet der Kanal, der das stürmische Skagerrak umgeht, eine große Erleichterung.

4. 6. 1739 wurde zu Hona in Hannover Johann Beckmann geboren. Nach seinem Studium in Göttingen unternahm er Reisen in Deutschland und Holland, um den Stand der Gewerbe kennenzulernen. Von 1763 bis 1765 lehrte er am St.-Peter-Gymnasium in St. Petersburg. Daranschloß sich eine weitere Studienreise, die Beckmann hauptsächlich in die nordischen Länder führte. 1766 wurde er als Professor nach Göttingen berufen. Während mehr als vier Jahrzehnte lehrte Beckmann über Gewerbe und Industrien. Er prägte für dieses Gebiet den Ausdruck „Technologie“, und er ist durch seine systematische Einteilung dieses Gebietes und durch seine Veröffentlichungen darüber wohl als Begründer der mechanischen Technologie anzusehen. Auch mit der Geschichte der technischen Erfindungen beschäftigte sich Beckmann eingehend und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in einem fünfbandigen Werke „Beiträge zur Geschichte der Erfindungen“, das in den Jahren 1782 bis 1805 erschien, nieder. Zahlreiche gelehrte Gesellschaften ehrten Beckmanns Verdienste durch seine Ernennung zum korrespondierenden oder Ehrenmitglied.

11. 6. 1834 Geburtstag von Johann Bauschinger. Nach einer neun-jährigen Lehrtätigkeit an der Gewerbeschule zu Fürth wurde er an die Technische Hochschule zu München auf den Lehrstuhl für technische Mechanik und graphische Statik berufen. 1870 gründete er ein mechanisch-technisches Laboratorium, das ihm die Möglichkeit gab, Festigkeitsuntersuchungen in großem Maßstabe durchzuführen. Durch die Wöhlerschen Versuche angeregt, untersuchte er im Jahre 1880 den Einfluß wiederholter Beanspruchungen auf Stahl und die Einflüsse auf die Elastizitäts- und Streckgrenze. Seine Untersuchungen an Eisenbahnmaterialien bildeten die Grundlage für eine Klassifikation von Eisen und Stahl. Bauschinger regte auch die Schaffung einer Stelle an für den Meinungsaustausch über Werkstoffprüfung. Die von ihm einberufenen „Konferenzen zur Vereinbarung einheitlicher Prüfungsmethoden der Bau- und Konstruktionsmaterialien“, die sogenannten „Bauschinger-Konferenzen“, waren die Vorläufer des „Deutschen Verbandes für die Materialprüfungen der Technik“.

19. 6. 1623 erblickte zu Clermont in der Auvergne Blaise Pascal das Licht der Welt. Mit 16 Jahren veröffentlichte er bereits eine Arbeit über Kegelschnitte. 1648 stellte er Höhenmessungen mit dem Barometer an. Seine Arbeiten über Infloiden, das arithmetische Dreieck und die Beschaffenheit der figurierten Zahlen sind grundlegend geworden für die Wahrscheinlichkeitsrechnung und analytische Geometrie.

22. 6. 1776 wurde zu Solingen Peter Daniel Peres geboren. Mit 16 Jahren gründete er ein Handelsgeschäft zum Vertrieb Solinger Stahlwaren. Auf seinen Reisen hatte er oft Gelegenheit, die schon

polierten englischen Stahlwaren zu sehen, die nach einem von Robert Hinchliffe in Sheffield im Jahre 1760 erfundenen Verfahren poliert waren. Diese sogenannte schwarze Politur verhalf den Sheffielder Messerwaren zu einem Vortprung vor den Erzeugnissen des Kontinents. Nach vielen Mühen gelang Peres die Nachfindung dieses Mittels. 1801 errichtete er unter Zubilligung einiger Rechte seitens der herzoglichen Regierung in Düsseldorf eine Fabrik zum Schleifen und Polieren des Stahls. Die Schwierigkeiten, die Peres, dem „Unprivilegierten“, von Seiten der privilegierten Fabrikanten und Händler in Solingen in den Weg gelegt wurden, waren ungeheuer. Diese bemächtigten sich sogar seines Warenzeichens. Zu diesen Schwierigkeiten kam die unsichere politische Lage zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, die sich auch im Geschäftsfühlbar machte. Endlich war das Geheimnis der Peresschen Stahlpolitur an die Öffentlichkeit gedrungen und wurde von der Konkurrenz mit Erfolg ausgewertet. Peres ließ daher den bisherigen Fabrikationsbetrieb allmählich zurückgehen und verlegte sich ausschließlich auf den Vertrieb Solinger Stahlwaren. So kam seine Erfindung nicht ihm, sondern der Allgemeinheit zugute.

24. 6. 1872 wurde durch Ministerialerlaß den Dampfesselüberwachungsvereinen die Befugnis erteilt, die regelmäßigen Untersuchungen an den Dampfesseln ihrer Mitglieder mit amtlicher Gültigkeit vorzunehmen. Damit war auch in Preußen die Möglichkeit einer erfolgreichen Entwicklung dieser Vereine gegeben, die sich an einzelnen Orten einige Jahre vorher gebildet hatten, um die staatliche Aufsicht über die Dampfesselanlagen zu ergänzen. Die Anregung hierzu kam aus England, wo sich im Jahre 1855 die „Association for the prevention of Steam Boiler Explosions“ gebildet hatte, die später den Namen „Manchester Steam Users Association“ annahm und bedeutenden Einfluß erlangte.

24. 6. 1919 starb zu Osnabrück Fritz W. Lürmann. Nach seiner Ausbildung als Eisenhüttenmann wurde er im Jahre 1857 zur Georgs-Marien-Hütte nach Osnabrück berufen, um dort die Hochofenanlage zu bauen und in Betrieb zu setzen. In die Osnabrücker Zeit fallen zwei wichtige Erfindungen Lürmanns: die Herstellung von Mauersteinen aus Hochofenschlacke und die Einführung der Schlackenform mit vollständig geschlossenem Brust des Hochofens. Insbesondere ist die letzte der beiden Erfindungen bedeutsam insofern, als durch sie die Erzeugungsmengen der Hochofen ganz außerordentlich gesteigert wurden. Nach seinem Ausscheiden aus der Georgs-Marien-Hütte gründete Lürmann ein hütten technisches Büro, das eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Zahlreiche Anlagen wurden von Lürmann entworfen. Daneben war er auch noch erfinderisch tätig. Durch zahlreiche Ehrungen von Fachgenossen wurden die großen Verdienste Lürmanns gebührend anerkannt.



Schmiede im 17. Jahrhundert.

Nach einem alten Stich.



Fortschritte der Technik



„Es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten.“ — Das Dampfturbinenluftschiff. — Elektromagnetische Höhenmessung. — Ein Ichthyosaurus der Technik. — Der eiserne Maulwurf. — Regen wird aus Kanonen geschossen.

Konferenzen am grünen Tisch scheinen zu der Arbeit des Ingenieurs kaum zu passen. Wenn sich daher die Ingenieure für die im Juni 1930 in Berlin stattfindende Weltkraftkonferenz einsetzen, so darf man überzeugt sein, daß sie auch hier, wie bei allen ihren Arbeiten, nach dem Wirkungsgrad gefragt haben und zu einem günstigen Ergebnis gekommen sind.

Allerdings haben die Ingenieure auch eine ganz neue Tagungstechnik entwickelt, die ganz neue Bahnen weist und als Vorbild für künftige Veranstaltungen gelten darf. Es werden nicht mehr wie bisher Vorträge gehalten, vielmehr werden die Abhandlungen den Teilnehmern vorher schon gedruckt vorgelegt. Berichterstatter fassen die wesentlichen Gesichtspunkte einer ganzen Gruppe von Vorträgen zusammen, und dann beginnt das Wichtigste: die Diskussion. Da jeder Interessent die Vorträge vorher kennt und sich auf die Diskussion infolge dessen vorbereiten kann, wird die Diskussion zur Klärung umstrittener Fragen führen, was bisher auf Tagungen höchstens zufällig, aber nicht methodisch erreicht werden konnte.

An der Weltkraftkonferenz nehmen über zwanzig Nationen teil, so daß drei offizielle Verhandlungssprachen: Deutsch, Englisch und Französisch eigentlich noch wenig sind. Da aber nicht jeder Teilnehmer alle drei Sprachen beherrscht, würde der Wirkungsgrad trotzdem noch sehr schlecht sein, wenn es nicht gelungen wäre, jedem Zuhörer die Rede des Vortragenden gleichzeitig mit dessen Worten in den beiden anderen Sprachen zu übersetzen. Um dieses schier Unmögliche möglich zu machen, konnte man allerdings nicht nur auf die Technik zurückgreifen. Der sprachgewandte Dolmetscher ist dabei doch nicht zu entbehren. Außerordentlich gewandte Dolmetscher, die vor dem Rednerpult sitzen, sprechen die Zug um Zug übersetzte Rede des Vortragenden in ein Mikrophon, das mit Weichgummitrichter ausgestattet ist, so daß sich keinerlei Störungen der Versammlung durch dieses gleichzeitige Sprechen des Vortragenden und seiner zwei Dolmetscher ergibt. Ueber Verstärker werden die Sprechströme der drei Sprecher in ein Leitungsnetz geschickt, mit denen die auf allen Zuhörerplätzen angebrachten Umschaltkästen verbunden sind. So kann sich jeder Zuhörer wahlweise auf einen der drei Verstärker, also auf eine der drei Sprachen, einschalten und der Rede mittels Kopfhörer folgen.

Mit diesem Mehrsprachenapparat dürfte die Weltkraftkonferenz wohl bahnbrechend für internationale Kongresse und Tagungen werden. Wenn man bedenkt, daß es der elektrischen Übertragung mit Hilfe der Verstärker usw. auch schon gelungen ist, an weit entfernten Orten, ja in verschiedenen Ländern versammelte Gruppen von Personen zu einer gemeinsamen

Tagung zusammenzufassen, so beginnt man zu ahnen, daß der elektrischen Übertragung eine ähnlich revolutionisierende Rolle zu fallen wird, wie sie zu Beginn der Neuzeit die Erfindung des Buchdruckes gespielt hat. Die Elektrotechnik überbrückt tatsächlich alle Entfernungen, alle Landesgrenzen, selbst die Verschiedenheit der Sprachen. Da auch die elektrotechnische Industrie mehr und mehr einen internationalen Charakter annimmt, so ist es verständlich, daß man sich über gemeinsame Lösungen der gemeinsamen Aufgaben auf einer großen Konferenz aussprechen will.

Daß man in Deutschland (Junkers) und im Ausland daran arbeitet, den Dieselmotor auch der Luftfahrt dienstbar zu machen, ist uns schon vertraut geworden. Aber daß man sich jetzt mit dem Gedanken beschäftigt, die Dampfturbine in den Luftverkehr einzuführen, das ist doch überraschend. Wie auf der Tagung der Freunde der Hamburgischen Schiffbau-Versuchsanstalt in der ersten Hälfte des Juni mitgeteilt wurde, ist dazu der erste Schritt getan mit der Umstellung des Zollkreuzers „Hindenburg“ auf den Betrieb mit Dampflichtturbinen. Auch zwei weitere Schnellboote sollen mit diesen Leichtturbinen von 1600 PS ausgerüstet werden. Die gesamte Maschinenanlage wiegt hier nur 9 kg pro PS, das ist die Hälfte des Gewichtes einer normalen Turbinenanlage, wie sie

für Torpedoboote verwendet wird. Die Baufirma glaubt unter Ausnutzung aller zur Verfügung stehenden technischen Neuerungen dieses Gewicht sogar auf 6 kg pro PS senken zu können. Infolge des hohen Druckes (45 Atm.) und der phantastischen Geschwindigkeit von 21 000 Umdrehungen in der Minute sind diese Turbinenanlagen verhältnismäßig sehr klein. Natürlich stellen sie aber nicht nur an die verwendeten Werkstoffe, sondern auch an die Kupplungen usw. ganz außerordentliche Anforderungen. Zur Beheizung der Kessel wird Ölfeuerung verwendet. Allerdings ist es bis zur erfolgreichen Konkurrenz mit den gegenwärtig für Flugzeuge verwendeten Motoren, die ein Durchschnittsgewicht von rd. 1 kg pro PS aufweisen,

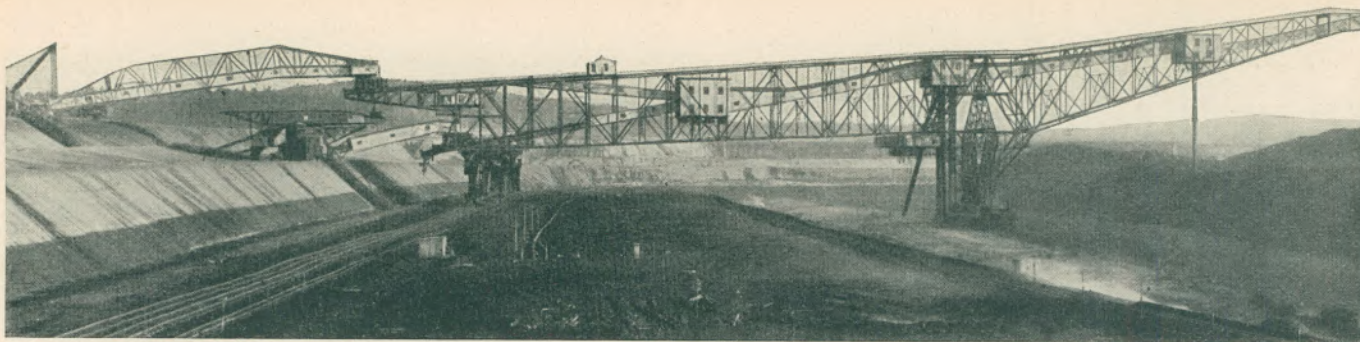


„Es hörte ein jeder, daß sie mit seiner Sprache redeten.“

Der Mehrsprachenapparat der Weltkraftkonferenz.

Auf der Mitte Juni in Berlin stattfindenden Weltkraftkonferenz werden alle Vorträge gleichzeitig in den Welt-sprachen Deutsch, Englisch und Französisch gehalten. Der Redner hält das Referat in seiner eigenen Sprache. Vor dem Rednerpult nehmen Dolmetscher Platz, die die Ausführungen sofort in eine der drei genannten Sprachen übersetzen und in ein Mikrophon besonderer Konstruktion hineinsprechen. Die Hörer nehmen den Vortrag nicht direkt, sondern durch Kopfhörer auf.

Oben: Drei Dolmetscher, die in drei verschiedenen Sprachen ins Mikrophon sprechen.
Unten: Die Empfänger der Rede, die nur ihre eigene Sprache verstehen.



Ein Ichthyosaurus der Technik.

Die von den Mitteldeutschen Stahlwerken (Rauchhammerwerk) für die Braunkohlen- und Zementindustrie AG. (Zubia) für die Friedländergrube erbaute Abraumförderbrücke. Mit einer Gesamtförderlänge von über 400 m (!) dürfte sie die größte bisher gebaute sein. Das Fahrwerk der Stütze auf der Haldenseite hat eine Länge von 75 m, der Stütze auf der Baggerseite etwa 55 m. Die Förderbrücke übernimmt die Leistung von drei Baggern (später sogar von vier) und hat bereits Stundenleistungen von 2 200 m³ erreicht. Allein für die Bandförderung sind 80 Elektromotoren eingebaut, hinzu kommen die für das Fahrwerk.

noch ein gewaltiger Schritt. Daß man aber in der praktischen Verwendung des Hochdruckdampfes noch lange nicht am Ende angelangt ist, geht aus der Tatsache hervor, daß man in Amerika schon seit Jahren und neuerdings auch in England Automobile, und zwar teuerste Luxusautomobile, mit Hochdruckdampfmaschinen an Stelle des Benzinmotors ausgestattet hat.

Man hat in Deutschland bereits versucht, das Behnische Echolot, das sich für die Messung der Meerestiefen gut bewährt hat, auch für die Messung der Flugzeughöhe über dem Erdboden zu verwenden. In Amerika ist nunmehr ein Gerät erfunden, das elektromagnetische Wellen aussendet, die vom Erdboden zurückgeworfen und wieder aufgefangen werden. Die zurückgeworfenen Wellen erzeugen einen Ton, der sich mit der Höhe des Flugzeuges über dem Erdboden ändert und das eigentliche Meßgerät und die Registrierborrichtung betätigt. Auf diese Weise vermag der Flieger stets festzustellen, in welcher Höhe er sich befindet. Wenn auch derartige Geräte vielleicht erst in einigen Jahren betriebsfähig sein werden, so sieht man doch, wie wir uns mit großen Schritten dem betriebsfähigen Nebel- und Nachtflug nähern. Auch die selbsttätige Steuerung von Verkehrsflugzeugen nach Borkow, die in dem letzten Bericht bereits erwähnt wurde, wird dazu beitragen.

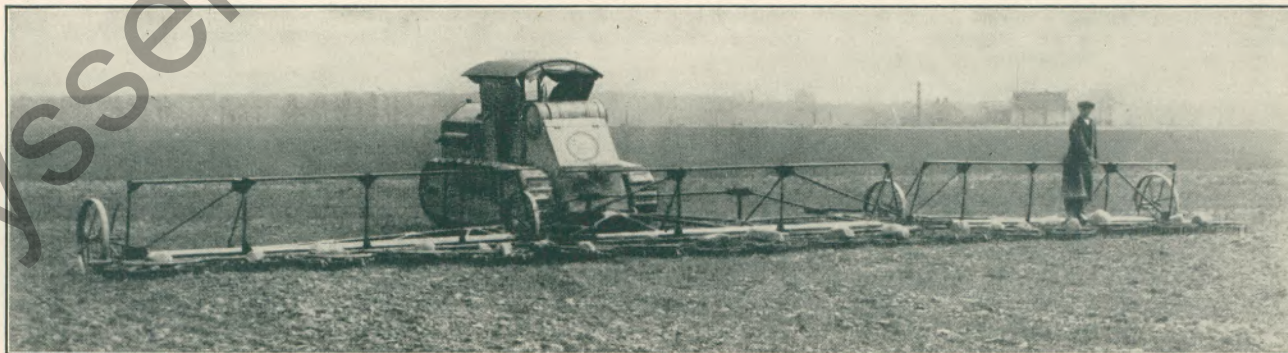
Der Braunkohlentagebau hat in den letzten Jahren durch seine großen, mehrere hundert Meter breiten Förderbrücken zur Umschichtung der Deckgebirgsschichten Spitzenleistungen in der Fördertechnik erreicht. Er mußte sie erreichen, weil er mit sehr großen, aber geringwertigen Massen zu tun hat. Als eine weitere Spitzenleistung ist nun eine Förderbandanlage auf der Grube Michel im Bezirk Merseburg zu bezeichnen, die eine Länge von über 1000 Meter (!) hat. Die Rohbraunkohle wird damit direkt aus der Grube in die Zementfabrik und das Kraftwerk befördert, wobei ein Höhenunterschied von rund 100 Meter zu überwinden ist. Für die Hauptbandanlage ist ein Gebäude von 1000 Meter Länge erbaut worden. Das Förderband ist 1,3 Meter breit, läuft mit einer Geschwindigkeit von 2 Meter pro Sekunde und befördert stündlich etwa 700 Tonnen. Die Gesamtstrecke ist in mehrere, hintereinanderliegende Förderbänder von je 230 Meter unterteilt. Für die Betriebsfähigkeit der Anlage spielt wiederum das elektrische Schaltsystem eine wesentliche Rolle. Längs der ganzen Förderstrecke sind Notschalter angebracht, um die ganze Bandanlage bei Verstoppungen usw. stillsetzen zu können. Das Wiederanlassen kann aber nur von der Zentrale aus geschehen, nachdem sich der Bedienungsmann mit der stillstehenden Stelle in Verbindung gesetzt hat, die ihm durch aufleuchtende Lampen gekennzeichnet wird.

Ein großer Teil des deutschen Bodens ist durch mangelhafte Entwässerung versäuert und dadurch in seiner Ergiebigkeit erheblich beeinträchtigt. Die Drainage zur Beseitigung des Wassers erforderte bisher sehr erhebliche Aufwendungen für Löhne zum Ausheben der Gräben und unterblieb daher selbst in dringend notwendigen Fällen. Es blieb nichts anderes übrig, als hier wiederum die Menschenkraft durch die Maschine zu ersetzen. Der Leiter der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf hat deshalb

mit staatlicher Unterstützung ein neuartiges Gerät entwickelt, das die Verlegung der Dränageröhren auf maschinelle Weise gestattet. Es werden aber nicht etwa die Gräben von Grabenbaggern, die ja bereits bekannt sind, ausgehoben, sondern die Dränageröhren werden zunächst auf ein dickes Hanfseil wie Perlen auf eine Schnur aufgereiht und dann — ohne überhaupt Gräben auszuheben — mit dem neuen Maulwurfspflug in den Boden eingezogen. Das eigentliche Pflugschar hat einen Durchmesser, der nur etwas größer als der der Röhren ist, und wird an einem schneidenartigen Blatt auf die entsprechende Tiefe eingestellt. Der Pflug wird an einem Grabenrand oder an einer vorher ausgehobenen Stelle angelegt und dann durch Trecker vorwärtsgezogen. Das Zentrierseil wird schließlich herausgezogen und die Dränageröhren auf diese Weise fast noch genauer in den Boden verlegt, als das bei der bisherigen Methode des Grabenaushebes möglich war.

Die Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Köln, auf der dieses neue Gerät vorgeführt wurde, ließ erkennen, daß die technische Entwicklung für den Getreidebau zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, so daß hier nur noch die Lösung von Spezialaufgaben, wie z. B. die Entwicklung von Maschinen für das Ernten von liegendem Getreide, bleibt. Leistungssteigerungen erzielt man hier durch Zusammenfassen von mehreren gleichartigen Geräten, wie Düngestreuern, Eggen usw. (s. Abb.), wodurch man zu Arbeitsbreiten bis zu 12 Meter kommt. Auch hier werden aber in der Fördertechnik noch manche Verbesserungen durchzuführen sein. Für den Transport von Heu, Stroh und Garben hat man in den letzten Jahren Gebläse konstruiert, die insofern verbessert worden sind, als sie nur noch die Hälfte des Kraftantriebs von früher für die gleiche Leistung erfordern. Dagegen sind zahlreiche neue Konstruktionen für das maschinelle Ernten bzw. Roden von Rüben und Kartoffeln ausgestellt. Die Halle der neuen Geräte, die nicht weniger als 140 Neuerungen und Verbesserungen zeigt, läßt im übrigen erkennen, daß sich die Industrie jetzt mehr als früher den Bedürfnissen des kleinen Bauern anpaßt. Ständige Fortschritte macht die Anwendung des Stahles in der Landwirtschaft. Stählerne Dreschmaschinen findet man an verschiedenen Stellen. Viel Beachtung fand auch eine neue Scheune, deren Tragkonstruktion aus Stahlrohren und deren Bedachung aus verzinkten Blechpannen besteht; sie läßt sich nämlich mit Hilfe von ungelerten Arbeitern leicht und schnell aus den genormten Einzelteilen aufbauen. Durch die Regengeräte bringt die Eisenindustrie Rohre in ein neues Absatzgebiet, und die Landwirtschaft gelangt zu größeren Ernten. Eine ganz interessante Neuerung ist die sog. Regenkanone. Sie hat den Zweck, eine Weitstrahlberegnung mit ganz engen Rohrquerschnitten — das bedeutet geringere Anlagekosten — durchzuführen, indem sie das Wasser ansammelt, bis eine bestimmte Menge und ein gewisser Druck erreicht sind. Man kann das Wasser damit bis zu 100 Meter weit schleudern. Nach jedem „Schuß“ dreht sich das Rohr der Regenkanone etwas weiter, so daß schließlich eine Kreisfläche beregnet wird.

Sultor.



Eine Riesenegge.

Hanomag-Kettenschlepper mit 15 m breiter Schleppegge und Anhängervorrichtung.

Mensch, Menschenkunde, Menschenführer.

Rahn, Fr.: „Das Leben des Menschen“. Band 4: Nervensystem, Sinnesorgane (Haut, Geschmack, Geruch, Ohr). 34 Tafeln, 220 Textbilder. Hbl. 15, Gzl. 16,50, Hbl. 18,50 RM. Franck'sche Verlagshandlung (Kosmos), Stuttgart. — Rothe, E.: „Psychogymnastik“. 2. Aufl. Max Hesse Verlag, Berlin. — v. Kreusch: „Praktische Menschenkunde“. 300 S., Format 15,5 × 21 cm, mit vielen Bildern. Gzl. 8,50 RM. Verlag für Wissenschaft und Verkehr, Stuttgart. — Steller, P.: „Führende Männer des rheinisch-westfälischen Wirtschaftslebens“. Persönliche Erinnerungen. 240 S. Groß-Oktav. Geb. 10, Gzl. 12 RM. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin.

„Das Leben des Menschen“ von Dr. Fritz Rahn ist seit dem Erscheinen des ersten Bandes unbestritten als einzigartiges, geradezu klassisches Meisterwerk anerkannt; es hat schlechterdings kein Gegenstück in der Weltliteratur. Es ist das Buch vom Menschen, ein Kulturwerk schlechthin, geschaffen von einem geradezu genialen Volkspädagogen, der nicht nur Kenntnisse, sondern Bildung im besten Sinne und in gemeinverständlicher Form mit bewundernswerter Erfindungs- und Darstellungskraft ins Volk trägt. Es liegt jetzt der vierte Band vor (der eigentlich der Schlußband sein sollte, dem aber noch ein fünfter als allerletzter folgen wird), der das Nervensystem, die Haut, die Sinnesorgane behandelt. Das fabelhafte Gestaltungsvermögen des Verfassers, sein blendender Stil, seine selbst die schwierigsten Probleme meisternde, jedem verständliche Sprache, seine genialen Bilder — man kennt das geradezu weltberühmte Bild aus dem dritten Bande: „Der Mensch als Industriepalast“ — machen das Studium dieses Werkes, das den höchsten Anforderungen der Wissenschaft standhält, zu einem von Seite zu Seite sich steigenden Genuß. Der neue Band enthält wiederum viele jener prächtigen „plastischen“ Bilder, die das Charakteristikum der Rahnschen Bücher sind, enthält ganz unerhört packende Darstellungen, z. B. des Gehirns, des Aufbaus des Menschenhaars, des Ohres, der Haut usw. Wundervoll scharf, pointiert, witzig, oft spannend wie ein Roman sind Rahns Schilderungen irgendeines wissenschaftlichen Vorganges, von dem man gar nicht glaubt, daß er anders als trocken-wissenschaftlich erörtert und erklärt werden könne. So z. B. die Ausführungen über Friesdiagnose, über das Muskelgefühl, über die Entwicklungsgeschichte des Haarleides usw. — wahre Wissenschaftsromane. Und trotz dieser blühenden Phantasie, trotz dieser flüssigen Sprache, trotz der auf die Aufnahmefähigkeit des Laien gestimmten Bilder ist Rahns Werk wissenschaftlich unantastbar, weil es auf ein positives univierselles Wissen gegründet ist. Es ist der Exakt, die höchste Zusammenfassung alles dessen, was die heutige Wissenschaft über das Leben des Menschen erforscht hat, ist die Verdeutlichung und Greifbarmachung der Anatomie, Biologie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte. Ist für jeden Leser nicht nur eine unerschöpfliche Quelle höchsten Wissens bis an die Grenze des Menschenmöglichen, ist der Weg zum „Erkenne dich selbst“.

Die Forderung „Erkenne dich selbst“ stellt Dr. med. Ernst Rothe an die Leser seines Buches „Psychogymnastik“ und weist ebenfalls Mittel nach, wie dieses Sichselbsterkennen geübt und erreicht werden könne. Allerdings handelt es sich hier weniger um ein Kennenlernen des Körpers und seiner Funktionen, wie Rahn es uns in seinem „Leben des Menschen“ vermittelt, sondern Rothe befaßt sich in der Hauptsache — natürlich spricht er auch vom Körper als dem Gefäß, dem Haus, der Schale — mit der Psyche, der Seele und dem Geist des Menschen. Er tritt ein für die „Übung der nackten Seele“, analog der Gymnastik des nackten Körpers; er will systematisch die Geistes- und Seelenkräfte stärken, sie zu höherer Leistungsfähigkeit bringen. Rothe plaudert über dieses schwierige und tiefgründige Problem in einer etwas hastigen Sprache, aber geistreich, witzig, interessant, und mancher seiner Leser, die er bezeichnenderweise „Herr Zweifler“ anredet, wird zum Nachdenken angeregt und zum Befolgen mancher guten Ratsschläge veranlaßt werden. In der Lat: in unserer Zeit, in der der Körpergymnastik übertriebene Bedeutung beigemessen wird, sollten Seele und Geist auch ihr Training haben, um Hoch- und Höchstleistungen zu vollbringen. Psychogymnastik soll und kann hinaufführen zur Selbsterziehung, zur Erhöhung des seelischen und damit des gesamten Wohlbefindens, zur glücklichen Heranbildung aller verborgenen Seelenkräfte — Ziele, die im Einklang stehen mit den Befehlen der Ethik und den Geboten der Religionen. „Hohe Leistung, Harmonie der Seele fordert gerade unsere Zeit und unser Vaterland.“ Man sollte in der Lat zwischen Fußball, Bogen und Motoren sich zuweilen einmal ein wenig mit dem Geist und der Seele beschäftigen, für die schließlich der Körper nur die äußere Hülle ist.

Rothe geht gegen Ende seiner „Psychogymnastik“ in einem Kapitel „Erfolg und Beruf“ auf „Verkaufspychologie, Psychogymnastik des Geschäftsmannes“ und ähnliches mehr ein. Diesem Stoff ist ein ganzes Buch von Dr. M. v. Kreusch gewidmet: „Praktische Menschenkunde“. Der Verfasser stellt seinen Ausführungen als beachtenswertes Motto die Worte voran: „Bei der gründlichen Rationalisierung der gesamten Wirtschaft dürfen auch die feinsten psychologischen Hilfsmittel nicht außer acht gelassen werden.“ Also v. Kreusch tritt nicht so sehr ein für das „Erkenne dich selbst“ als vielmehr für das „Erkenne — oder besser durchschaue den andern“. Er gibt in gedrängter Zusammenfassung aus allen Zweigen der erforschten und lehrbaren Menschenkenntnis und Charakterkunde Beispiele und Forschungsergebnisse zur praktischen Nutzenwendung. Merkmale aus der Handschrift, der Schädel-, Gesichtszüge- und Handbildung schildert er als

Hilfsmittel im täglichen Leben des Kaufmannes, des Organisations, des Verkäufers, Vertreters usw., besonders bei der Auswahl der Mitarbeiter, bei der Behandlung der Kundschaft und in vielen anderen ähnlichen Fällen und Verhältnissen. Wenn Psychogymnastik und Charakterkunde, Graphologie und Phrenologie dabei von Nutzen sind, dann wird der gute Kaufmann sich dieser Hilfsmittel gewiß bedienen. Darum mag es nichts schaden, wenn er den Ausführungen von Rothe und v. Kreusch etwas (allerdings nicht zuviel!) Aufmerksamkeit schenkt.

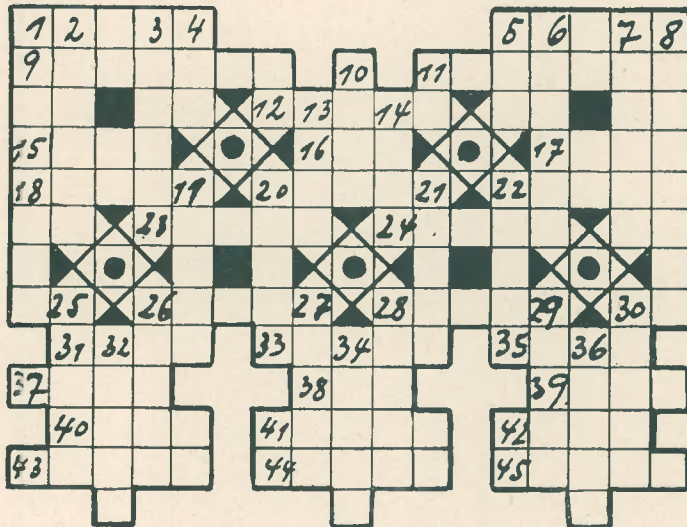
Wird in den vorgenannten Büchern der Mensch wissenschaftlich-theoretisch seziert und auf seine körperlichen, seelischen und geistigen Qualitäten untersucht, um seinen Wert zu erkennen und zu erhöhen, ihn für ihn selbst und für die menschliche Gesellschaft und Wirtschaft zu einem möglichst hohen Nutzeffekt zu steigern, so gibt Paul Steller in seinem Werk „Führende Männer des rheinisch-westfälischen Wirtschaftslebens“ persönliche Erinnerungen an bedeutende Menschen, die wahrscheinlich von Psychogymnastik und erlernbarer Menschenkunde keine Ahnung hatten und, ohne eine psychologische Verkaufsschule besucht zu haben, ganz tüchtige Geschäftleute geworden sind. Sie sind aus sich, aus eigener Kraft und aus den Zeitverhältnissen heraus zu dem geworden, was sie zum Nutzen des deutschen Volkes und Vaterlandes waren und zum Teil noch sind: Führer. Der Verfasser, anderthalb Jahrzehnte Leiter des Handelsteils der „Kölnischen Zeitung“, dann zwei Jahrzehnte Geschäftsführer großer Wirtschaftsverbände in Köln und Düsseldorf, war daher wie wohl kaum ein Mitlebender dazu berufen, aus eigener Anschauung, auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit den Männern der Industrie und Technik ein vielgestaltiges, farbiges Bild in geschlossenem Rahmen von der großen Entwicklungszeit der Westindustrie und von den starken Führerpersönlichkeiten zu geben, die in Wechselwirkung sie schufen und von ihr geschaffen und getragen wurden. Die lebendigen Schilderungen des jetzt Achtzigjährigen lesen sich wie ein glänzend geschriebenes Jewellon, sie sind wertvolle Beiträge zur Geschichte der westlichen Wirtschaft und Gesellschaft (im weiteren wie im engeren Sinne); sie bieten den jetzt führenden Männern wie dem jungen Nachwuchs Gelegenheit, die Wurzeln und das Heranwachsen der heutigen, wenn auch vielfach anders gewordenen Verhältnisse kennenzulernen, nachahmenswerte Beispiele und leuchtende Vorbilder zu finden. Einzelne Kapitel sind geradezu großartig lebendig und instruktiv, auch zeitgeschichtlich wertvoll; so z. B. die Entstehung und Entwicklung der großen Steinkohlen- und Hüttenbetriebe, des Kohlenyndikats, des Bergbauvereins, die Schilderung des Bergarbeiterausstandes von 1889, die Schilderung der Industriestadt Düsseldorf, des Kölner Wirtschaftslebens, der niederheinisch-bergischen Stoffindustrie, des Saarbezirkes und seiner industriellen Entwicklung, der Rheinschiffahrt usw. Immer wieder und überall treten vor uns die kraftvollen Erscheinungen der klugen, weitsehenden, zielbewußten, starken Führer, von denen mancher persönliche Zug treffend geschildert, deren Herkunft und Aufstieg eindrucksvoll wiedergegeben werden. Fast kein Name von Klang — und sie haben alle Klang, nicht nur in den Ohren derer, die mit ihnen lebten und sie kannten, sondern weit im Reich und über dessen Grenzen hinaus, ja in fernen Ländern klangen diese Namen zur Ehre und zum Ansehen des deutschen Volkes und Vaterlandes —, fast kein Name von Klang fehlt: die Baares, die Funkes, Haniel, Lueg, Krupp, Kirdorf, Thyssen, Beumer, Stollwerck, Stumm, Röschling, Bopelius und viele andere mehr bis zu den heutigen: Bögl, Reusch, Adenauer, Poensgen, Schlenker — um nur wahllos einige aus der schier riesengroßen Zahl herauszugreifen. (Hugo Stinnes vermißt man.) Stellers persönliche Erinnerungen können und mögen dem leider in Deutschland vielfach vorhandenen Vorurteil gegen das Unternehmertum entgegenwirken, eine Aufgabe, die sich Steller bereits in einer besonderen Schrift im Jahre 1911 gestellt hat, in der er u. a. sagte: „In keinem Lande der Welt ist der Unternehmer so wenig angesehen und beliebt wie in Deutschland. Diese unbefriedigbare Tatsache ist um so merkwürdiger, als die Bedeutung des Unternehmertums gerade durch die schnelle industrielle Entwicklung Deutschlands einwandfrei dargetan ist.“ Wenn der Verfasser in dem Schlußwort des vorliegenden Buches sagt, daß es ein Gebot der Pflicht und Dankbarkeit sei, in dieser schweren Zeit der Not an die schönen und wahrhaft erhebenden Zeiten fruchtbarer Arbeit unseres gewerbesleißigen Volkes zu erinnern und der leitenden Kräfte, der tüchtigen Männer zu gedenken, unter deren Führung die deutsche Wirtschaft zu fast märchenhaften Erfolgen emporgestiegen war — so ehrt dieses Bekenntnis nicht nur die „führenden Männer“, deren Gedenken sein Werk gewidmet ist, sondern ihn selbst, den Verfasser und treuen Mitarbeiter der rheinisch-westfälischen Industrie durch viele, viele Jahrzehnte hindurch.

D. E.



Kreuzworträtsel.

Von Frenzen, Nürnberg.

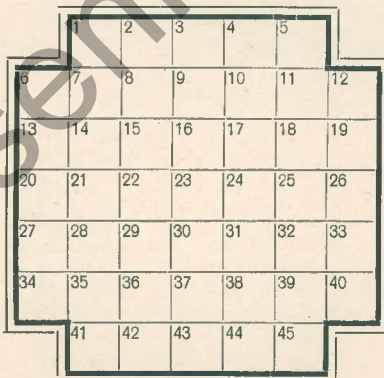


Waagerecht: 1. Tierhaut. 5. Afrikanische Pferdeart. 9. Einheimische Blume. 11. Kampfplatz. 12. Einheit des Juwelengewichts. 15. Strick. 16. Kirche. 17. Nordische Gottheit. 18. Asiatischer Volksstamm. 20. Sagenfigur der römischen Geschichte. 22. Beliebtes Getränk. 23. Farbenkünstler. 24. Moderner Komponist. 26. Flüssigkeit. 28. Inneres Organ des Menschen. 31. Nährmutter. 33. Einer der sieben Weisen Athens. 35. Bekannte Oper. 37. Römischer Dichter. 38. Chemischer Stoff. 39. Baum. 40. Nebenfuss der Fulda. 41. Raubtier. 42. Kleinster verbindungsfähiger Teil eines Elementes. 43. Nordische Inselgruppe. 44. Heiliges Gesetzbuch der Türken. 45. Berg im Berner Hochland.

Senkrecht: 1. Vorkämpfer des Sozialismus. 2. Städtchen am Rhein. 3. Abzeichen. 4. Hauptstadt eines alten Weltreiches. 5. Titel tartarischer Herrscher. 6. Herausgeber. 7. Kunststil des 18. Jahrhunderts. 8. Bekannter österreichischer Staatsmann des vorigen Jahrhunderts. 10. Element. 13. Blutgefäß. 14. Asiatischer Fluß. 19. Durch charakteristische Merkmale gekennzeichnete Menschen- oder Tierart. 20. Schachtechnischer Ausdruck. 21. Chemisches Element. 22. Drama von Grillparzer. 25. Nebenfluß der Elbe. 26. Hafenstadt. 27. Hebräische Bezeichnung für die Nichtjuden. 28. Luch. 29. Italienische Stadt. 30. Tropisches Gewächs. 32. Mythischer König von Phrygien. 34. Dichter bekannter Epigramme. 36. Apothekeware.

Karreerätsel.

(Gefällig geschätzt.)



Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben, von 1 bis 45 fortlaufend gelesen, ergeben einen Ausspruch von Julius Langbehn.

VI/47

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Laufzeuge	31	6	10	1			
2. Gartengerät	7	11	4	5	14	3	
3. Substanz der Bienenzellen	25	8	18	19	16		
4. Kernfrucht	9	2	12	30	22	23	25
5. Brutstätte	20	41	38	24			
6. Asiatisches Reich	17	43	13	21	44	3	
7. Haustier	15	26	3	27			
8. Bindemittel	40	33	36	39			
9. Fuchtwaffe	29	6	31	37	11	32	
10. Männlicher Vorname	14	45	42	34	35		

Lösungen aus dem Maiheft.

Lösungsworträtsel.

I	¹ e	t	z	e	l		² i	n	d	i	g	o		
II	³ z	e	l	t		⁴ e	i	d		⁵ n	o	g	i	
III		d	e	e	g	i	i	l	n	o	t	z		
I	⁶ i	s	l	a	n	d			⁷ i	m	k	e	r	
II	⁸ e	m	i	r			⁹ s	k	i		¹⁰ l	a	n	d
III		a	d	e	i	i	k	l	m	n	r	s		
I	¹¹ b	a	l	i			¹² e	m	u		¹³ b	e	r	n
II	¹⁴ a	b	e	l			¹⁵ r	u	m		¹⁶ b	e	i	n
III		a	b	b	e	e	i	l	m	n	r	u		
I	¹⁷ l	t	a	l	i	e	n				¹⁸ e	l	b	a
II	¹⁹ l	i	n	a			²⁰ a	b	t		²¹ e	i	l	e
III		a	a	b	e	e	i	i	l	l	n	t		

Bindewörter:

11, 19, 1, 6 = Blei.	4, 13, 16, 21 = Ebbe.
8, 7, 9, 18, 5 = Eisen.	3, 20, 15 = Jar.
14, 10, 2 = Ali.	12, 17 = Ei.

Sonderbare Vorbereitungen.

Pilot, Schuppen, Girdecker, Flügel, Steuer.

Karreerätsel.

1. Deich. 2. Stunde. 3. Wigwam. 4. Laich. 5. Essen. 6. Wild. 7. Nessel. 8. Meer. 9. Anis. 10. Eden. 11. Linse. 12. Leder.

Alle anderen Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will.

Der Zauberer.

Er.

Kreuz — Kreuzer, Heu — Heuer, Eid — Eider, Raff — Raffer, Schill — Schiller, Kleist — Kleister, Kampf — Kampfer, Schlei — Schleier, Keil — Keiler, Wall — Waller, Met — Meter, Last — Laster, Bann — Banner, Rat — Rater.

Matrone — Patrone.

Dreideutig.

Händel.

Die Bolamischer Kommel

enthaltend die buntesten im verräsonnenen Moma!

einverkauften Spottwörter

„Wieviel Milch gibt denn Ihre Kuh pro Tag?“ — „Neun Liter.“ — „Donnerwetter. Und was machen Sie damit?“ — „Drei verbrauchen wir selber und zwölf liefern wir in die Stadt.“ (Die Woche.)

*

„Lieben Sie auch Chopin?“

„Und wie! Er ist so furchtbar ulkig in seinen großen Schuhen!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Kommistiefel.

Leutnant: „Güße auswärts! Hörst du nicht, Pettersson?“

Pettersson: „Entschuldigen Sie, Herr Leutnant, ich stehe auch so, aber man kann es nur nicht sehen. Die Stiefel sind zu groß.“ (Die Woche.)

*

„Was ist also ein Kreis?“ fragt der Lehrer, der sich die ganze Stunde damit befaßt hat, den Kindern den Sinn dieser geometrischen Figur zu erklären.

Aus Bob bekommt er folgende Antwort heraus:

„Ein Kreis ist eine krumm gebogene gerade Linie mit einem Loch in der Mitte.“ (Die Wochenschau.)

*

Ein Scherz

aus Großmutter's seliger Jugendzeit.

„Was ist der Unterschied zwischen einem deutschen und einem afrikanischen Konfirmanden?“

„????????“

„Ein deutscher Konfirmand bekommt die Palmblätter von Gerol und ein afrikanischer einen Gehrock von Palmblättern ...“ (Die Wochenschau.)

*

„Das Schönste am Sonntag ist und bleibt für mich der Nachmittagschlaf.“

„Nanu, Sie sagten mir doch neulich, Sie schliefen niemals nach Tisch?“

„Ich nicht, aber meine Frau!“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Guck nur die Kinder an, wie sie über der Rätsellecke brüten und Zahlen raten. Da haben wir Erwachsenen doch ganz andere Sorgen.“

„Taja. Während die Kinder sich bemühen, Zahlen zu raten, müssen wir uns bemühen, Raten zu zahlen.“ (Münchener Illustrierte Presse.)

*

Liebold reißt in der zweiten Klasse mit einem älteren Herrn zusammen, der durch das Fenster ein Flugzeug beobachtet und äußert:

„Lange wird's nicht dauern, und wir fliegen auch!“

Ängstlich erkundigt sich Liebold:

„Was? Sie haben auch 'n Billett dritter Klasse?“

(Hamburger Illustrierte.)

Der alte Dorfpfarrer bekommt von seiner vorgesetzten Behörde einen Rüssel, es wäre eine Beschwerde eingelaufen, seine Predigten wären zu eintönig. Er möge diesem Mangel abhelfen, um den Kirchenbesuch zu heben. Der pflichtgetreue alte Herr ärgert sich nicht schlecht, und am nächsten Sonntag hüpfte er munter auf die Kanzel und begann also: Trari, trara, die Post ist da! Was bringt sie uns? Ein Briefchen vom Apostel Paulus. Also lesen wir es! ... (Das Illustrierte Blatt.)

*

„Bevor ich um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anhalte, darf ich wohl noch um einige Aufschlüsse über die finanzielle Seite der Sache bitten?“

„Nun, was das betrifft, da kennen Sie doch mein Geschäftsprinzip: Keine Ausstattung, nur Qualität!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

„Was nehmen Sie für die Reparatur meines Motorrads?“

„Was ist denn daran kaputt?“

„Weiß ich nicht.“

„87 Reichsmark und 55 Pfennig.“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Vater, warum heißt es eigentlich Muttersprache?“ — „Weil Väter so selten dazu kommen, sie zu gebrauchen.“ (Das Illustrierte Blatt.)

*

Vererbung.

Bowelstein hat einen jungen Mann engagiert.

Aber er erlebt nicht viel Freude an ihm. Und eines Tages sagt er mit einem Seufzer zum Prokuristen:

„Der junge Meyer ist ein schrecklicher Mensch. So oft man ihn braucht, ist er nicht da!“

Der Prokurist wiegt den Kopf:

„Herr Bowelstein, unter uns gesagt: das liegt in der Familie. Der Vater war nämlich Schuhmann ...“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

Zahnarzt: „Was ist Ihr Beruf, mein Herr?“

„Karikaturist.“

„Gut, dann will ich Ihnen Ihren Zahn mal so ziehen, wie es immer in den Humorzeitschriften abgebildet ist!“ (Die Wochenschau.)

*

Aufgeregt stürzt die Hausfrau zum Metzger: „Das ist ja eine nette Wirtschaft, Meister! Dieses Stück Gummi habe ich in Ihrer Wurst gefunden!“

„Ja, ich hab's ja immer gesagt: das Auto verdrängt das Pferd überall.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Babel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unüberlangt eingefandene Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.